

# „Stern der Neger“



**Katholische Missions-Zeitschrift**  
 der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Organ des Marien-Vereines für Afrika.

Der heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt.  
 Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.  
 Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K - 2 M. - 8 Franken

## Inhaltsverzeichnis:

Nachrichten aus unserer Mission 121. — Des Heilands Herz und der Heidenmissionär 122. — Religiöse Vorstellungen und Gebräuche bei den Eingeborenen der südlichen Nachbarschaft von Dar-es-Salaam 124. — Ein christlich Heldenherz 129. — Meine Schule 135. — Schicksal einer verlassenen Frau in Afrika 138. — Das Salz bei den Negern 140. — Die äußere Erscheinung des Banyanwezi 140. — Barua 144. — Wie heiraten die Tibetaner? 147. — Juonie, das alte Kischlein 149. — Räubersohn und Räuberstochter 153. — Piega soll von ihrer Mutter verkauft werden 157. — „Zwei Bräute auf einmal“ 160. — Die Söhne des Mondes 162. — Nachrichten des „Th. M. B. D.“ 166.

**Abbildungen:** Kafferkindsmädchen 127. — Eine katholische Negerfamilie in Belgisch-Kongo 143. — Ausfäsig in Mandalah (Hinterindien) 159.

## Gebetserhörungen und -empfehlungen:

Ein treuer Abnehmer unserer Zeitschrift schreibt: „Meine Frau wurde von schwerer Lungenentzündung befallen, welche ihr Leben ob ihrer nicht zu starken Natur in äußerster Gefahr brachte. Das Gebet zum heiligsten Herzen Jesu, zum heiligen Josef, heiligen Antonius, heiligen Judas Thaddäus und besonders auch zu den armen Seelen wurde auffallend erhört. Nach Empfang der heiligen Sterbesakramente trat Wendung zum Besseren ein und erfolgte rasche Genesung. Tausendfachen Dank dem Herzen Jesu und den heiligen Fürbittern. Veröffentlichung war versprochen“.

Ein besonderer Freund unseres Hauses empfiehlt nachstehende zwei Anliegen dem Gebete aller Leser: 1. Wiederkehrende Gesundheit, schwere Heimsuchungen Gottes und ein langjähriges Anliegen mit baldiger gottgefälliger Aenderung. 2. Eine unglückliche Ehe.

Dem Memento werden empfohlen: Hochw. Herr Markosek, Marburg; Frau Th. Stillner, Niesbach; Hochw. H. J. Bullinger, Pfarrer, Postmünster; Frau Marianna Schichtl, Wigen.

## Sabenverzeichnis (bis 1. Juni 1916).

In Kronen.

**Opferstock:** Abtei, K. D. 12—; Ammühl, F. M. 2—; Bozen, F. K. 4—; Brixen, F. D. 10/30, Ung. 50—; Eberstallzell, G. 12—; Gramais, Pfr. K. 20—; Gries, K. L. 2—; Hochkretscham, F. M. 82/80; Innsbruck, M. G. 4—; Klausen, Ungen. 36—; Mals, F. K. 1—; München, C. K. 5/52, C. G. 1/38; Niedernißl, Pfr. 4—; Reiffenberg, M. H. 6/90; Ruprechtshofen, Wzt. C. 30—; Rüstorf, F. 3. 8—; Schörfing, M. H. 1—; Schwabmünchen, M. C. 27/60; St. Florian, Th. M. B. 10—; Sankt Valentin, F. St. 140—, Pfr. C. 50—; Thüringen, W. C. 25—; Unterbruck, F. H. 15—; A. Langerdorf, W. B. 1—; Westendorf, F. C. 13/80.

**Für heilige Messen:** Afers, Ung. 12—; Ettligenweier, F. K. 17/18; Eggenberg, Sch.-Schw. 12—;

8—; Hochkretscham, F. M. 5/52; Kesseling, Th. C. 103/50; Klagenfurt, F. D. 49/10; Lienz, B. L. 4—; Nied.-Heimbach, H. W. 30—; Prambachkirchen, F. H. 20—; Rüstorf, Th. 3. 20—, Th. Sch. 12—; Rech, M. W. 8/28; Roben, F. K. 4/28; Sailauf, Pfr. K. 16/56; Telfs, M. G. 3—; Toblach, C. B. 7/50; Unterbruck, F. H. 15—; Willnöß, Pfr. 100—; Wien, M. G. v. A. 4—.

**Zur Taufe von Heidenkindern:** Burgrieden, B. Th. 26— (Alois, Anton); Hohenems, M. B. 23— (Barbara); Pfunders, A. U. 30— (Alois); Sailauf, Erstkommunikanten, 52/44; Schwamstadt, Pfr. 60— (Josef, Joh. G., Johanna); Stiering, Bar. B. C. 20— (Valentin).





# Stern der Neger.

## Katholische Missionszeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu  
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werkfätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

**Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika.)**

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Mailand bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K — 2 Mk. — 3 Fr.

Der Heilige Vater Papst Plus X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohlfürern den apostolischen Segen erteilt. Für die Wohlfürer werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brunn, Iseltzierg, Linz, Olmütz, Marburg, Orient, Triest und Wien.

Heft 6 und 7.

Juni-Juli 1916.

XIX. Jahrgang.

### Nachrichten aus unserer Mission.

Vor kurzem erhielten wir aus Afrika die sichere Kunde, daß sich die Lage unserer Mission daselbst verschlimmert hat. Bereits im Feber 1915 wurden zwei unserer Missionäre, ein Vater und ein Bruder von Assuan ausgewiesen und in der Hafenfestung Kas-el-Tin gebracht: doch gelang es ihnen, frei zu werden und nach Osterreich zu entkommen. Nunmehr erfahren wir aber durch den hochw. P. Angerer F. S. C., daß er und mit ihm noch eine große Anzahl unserer Missionäre gleichfalls eingezogen und in der oben genannten Festung interniert wurden. Es sind die hochw. Patres Grazzolaro, Hofmahr, Kauzior, Kohnen, Lehr, Mohn, Stang und die Brüder Huber, Kronsteiner, Maccani und Pauschek, während der hochw. P. Giacomelli und der hochw. P. Liz nach Spanien ausgewiesen wurden. Der hochwür-

digste Apost. Vikar, Bischof Geyer sowie seine bei ihm weilenden Missionäre befinden sich in Khartum in „nobler“ Gefangenschaft. Die beiden Stationen Longo (Attigo) unter den Schilluk und Dilling unter den Nubanegern wurden geschlossen, Sul wird durch italienische Missionäre versehen. „Wir sind“, schreibt der obengenannte Vater, „teils in Zelten, teils in Kammern untergebracht; doch erfreuen wir uns der besten Gesundheit und sind guter Laune. Da wir einen kleinen Tragaltar bei uns haben, können wir täglich die hl. Messe lesen . . . Priester und Heiden, Christen und Juden, Millionäre und Arbeiter, Ordensleute, Offiziere und Matrosen, ein Konsul usw., kurz Vertreter aller Sprachen und Nationen sind hier zusammengewürfelt . . .“

## Des Heilands Herz und der Heidenmissionär.

Es war unmittelbar vor der Himmelfahrt des Herrn; alle, welche den Heiland noch ein letztes Mal sehen wollten, waren gekommen, Apostel und Jünger; sie alle wollten noch ein letztes Wort aus seinem heiligsten Munde vernehmen, bevor er von ihnen schied. Und er sprach das Wort; ein Wort, das unauslöschlich in ihren Herzen eingegraben blieb, ein Wort, das den innigsten Wunsch seines Herzens zur Erfüllung bringen sollte. — Schon früher hatte er erklärt: „Ich habe auch noch andere Schafe, die noch nicht in meinem Schafstalle sind, und auch sie müssen in denselben gebracht werden“; damit nun daraus kein Mißverständnis entstehe, erklärt er jetzt direkt, daß diese Schafe nicht nur unter den Juden, sondern auch unter den Heiden zu suchen wären: „Geht hin,“ spricht er, „geht hin in alle Welt und lehret alle Völker!“ Nicht nur zu den Juden, wie damals, als er sie ausgeschiedt hatte, den Weg vor ihm zu bereiten durch Samaria und Galiläa, nein, in die ganze Welt sollen sie gehen, und überall seine heilige Lehre verkünden! Und die Apostel sind hinausgezogen in die weite, gottentfremdete Welt, hinaus auf den unabsehbaren Kampfplatz, und sind allen alles geworden, um alle für Christus zu gewinnen: voll der Kraft des Allerhöchsten und unerschrocken sehen wir sie hintreten vor die Könige und Machthaber dieser Erde. Zwar werden sie von ungerechten Richtern verurteilt, und müssen sie Hunger und Durst und Leiden aller Art erdulden, während Verleumdung, Hohn und Spott ihnen auf Schritt und Tritt folgen, wie der Schatten dem Wanderer. Doch die Gewässer vieler Trübsale vermögen ihre Liebe nicht auszulöschen. Stärker als der Tod, überwindet sie alles

und so sehen wir sie nach harter Arbeit und Mühe freudig und gern des qualvollsten Todes sterben.

Diese ersten Heidenmissionäre sind nicht allein geblieben. Tausend und abertausend haben sich im Laufe der Zeit ihnen angeschlossen, haben gekämpft und gelitten, gearbeitet und sich abgemüht und sind nicht zurückgeschreckt vor den Anstrengungen ihres schweren Berufes. Schau nur hin, wie sie freudig und opferwillig fortziehen aus der liebgewordenen Heimat, wie sie sich losreißen von Eltern und Geschwistern, wie sie großmütig verzichten auf alle Genüsse des Lebens und hinausziehen in die unbekannte Fremde, hinaus in den harten, mühsamen Kampf; freilich, es kostet sie Opfer, — schwere Opfer. Frage sie nur, was sie empfinden, wenn sie das Herzeleid der zärtlich liebenden Mutter oder die Tränen des alten Vaters sehen, frage sie, ob da ihr Herz nicht blutet; haben sie doch im Lichte des Glaubens die wahre Liebe kennen gelernt, jene Liebe, die sie noch weit inniger mit den Eltern verbindet, als alle Bande des Blutes es vermögen. O ja, ihr Herz blutet, aber sie müssen fort, müssen jenem folgen, der gesagt hat: „Wer Vater oder Mutter . . . mehr liebt als mich, kann mein Jünger nicht sein.“ Er hat sie berufen und auserwählt und sie müssen seinem Rufe folgen. So ziehen sie denn hinaus. Vorüber sind die glücklichen Tage trauten Zusammenseins im freundlichen Kreise der Brüder, sie müssen hinaus ins feindliche Leben, müssen das stille Leben im Kloster eintauschen gegen harten Kampf, aber sie fürchten sich nicht, heldenmütiger als die Schlachtenbezwinger trotzen sie allen Schwierigkeiten. Gewiß gibt es viele andere, die ebenfalls hinaus ziehen in die weite Welt; allein diese sind ge-

tragen von der frohen Hoffnung, daß ihnen anderswo das Glück lächelt, daß sich ihnen reiche Geldquellen oder andere günstige Gelegenheiten zu mühelosem Erwerb von Reichtum und Ehren bieten. Was aber zieht den Missionär hinaus in die unbekannte Fremde? Ist es vielleicht ein unererschöpfliches Goldland, sind es reiche Petroleumquellen oder neu entdeckte Diamantensfelder? O nein, sein Herz sehnt sich nach anderem. Er weiß, dort drüben, wohin es ihn zieht, herrscht noch schreckliche Nacht und Finsternis, dort gibt es noch Millionen von Seelen, die Gott noch nicht gefunden haben im Licht des wahren Glaubens, Seelen, die noch verstrickt sind in die Fesseln des abscheulichsten Götzendienstes, und ohne Missionäre immer und ewig vom Himmel ausgeschlossen bleiben: — das ist es, was ihn hinaus treibt, was ihn nicht ruhen und rasten läßt. Es ist eine harte und mühevolle Aufgabe. Ja, wenn er sich hinstellen könnte, wie der Schnitter vor das reife Erntefeld, um Garbe um Garbe hinwegzunehmen, oder wenn er sich hineindrängen könnte unter eine zahlreiche Volksmenge, um den gespannt Lauschenden eine tiefergreifende Bußpredigt zu halten, wie der Prophet Jonas, so daß sie voll Reue umkehren würden von ihren bösen Wegen, ja dann wäre es freilich leicht, Missionär zu sein. Aber wie ganz anders findet er alles vor. Da ist vor allem ein ganzer Urwald von langjährigen Lastern, Vorurteilen, Rassen- und Fremdenhaß, von Zauberei, Teufelsdienst und anderem Gelichter auszurotten; dann gilt es die armen, arbeitscheuen Naturkinder langsam, langsam einzuführen in den Geist der Arbeit, und selbst jetzt kann er nur allmählich den Samen des göttlichen Wortes hineinsenken in den so bearbeiteten Boden. Aber wie oft kommt dann wieder der böse Feind und sät Unkraut mitten unter die junge Saat des Christentums

und vernichtet alles durch den Einfluß der Zauberer, der üblen Nachreden u. dgl. — Und der arme Missionär, der sich mühte, allen alles zu sein: den Armen ein Vater, den Kranken ein Arzt, den Bedrängten ein Beschützer . . . er muß sehen, wie die edlen Keime, die er gelegt, wieder erstickt werden, oder wie man die neue Religion vielleicht als zwar schön und gut bezeichnet, es aber zu schwer findet, für dieselbe irgendein kleines Opfer zu bringen und so lieber in Finsternis und Todesschatten sitzen bleibt. Unverdroffen und ungebeugten Mutes arbeitet der Glaubensbote weiter, gebrochen und vielfach vor der Zeit gealtert, sinkt er ins Grab und muß sich vielleicht sagen: Den ganzen Tag gearbeitet und nichts gefangen, scheinbar alles umsonst, und dann ruht er in fremder Erde — vergessen; oder er wird das blutige Opfer seiner Feinde oder er erliegt in jungen Jahren schon dem mörderischen Klima. Schöne, sichtbare Missionsfrüchte findet der Missionär selten, besonders, wenn es gilt, die ersten Keime des heiligen Glaubens zu legen. Eine harte, undankbare Arbeit ist es, und doch, fragst du ihn, ob er nicht lieber tauschen möchte mit einem Priester in der Heimat, ob er nicht ein ergiebigeres Arbeitsfeld haben möchte . . . er wird mit Entschiedenheit abwehren. Er harret aus und verläßt seinen Weinberg nicht.

Und nun frage ich: Woher nimmt der Missionär all die Kraft und den Mut zur Übernahme und beharrlichen Durchführung seiner schweren Aufgabe, was kann ihn trotz all der Schwierigkeiten, die man ihm während der Jahre der Vorbereitung auf seinen schweren Beruf beständig vor Augen gehalten, was kann ihn da noch so begeistern? Was anders als die Liebe Gottes, und das Verlangen, recht viele Seelen für Christus zu gewinnen! Ja,

wie den großen Heidenapostel, so drängt auch ihn die Liebe Christi — und diese Liebe, wo schöpft er sie anders als am Feuerherd der Liebe, am heiligsten Herzen Jesu? Freilich, wenn er das nicht hätte, wenn ihm nicht Tag und Nacht dieses göttliche Herz offen stünde, dann wäre es fürwahr schlimm um ihn bestellt. So aber hat er beständig dieses erhabene Vorbild in seiner Nähe, aus dieser Quelle jeglicher Tugend schöpft er alles, was er in seinem harten Beruf braucht, besonders den ganz unentbehrlichen Gebetsgeist, die Abtötung, die Selbstüberwindung und einen unbesiegharen Seeleneifer. Ihm kann er alle seine Mühen und Sorgen klagen, bei ihm findet er Trost und Stärke in allen Schwierigkeiten, bei ihm geht er Tag für Tag in die Schule, von ihm lernt er, daß der Jünger nicht über dem Meister ist, der Knecht nicht über dem Herrn, daß ihm Leiden und Trübsal nicht erspart bleiben werden, wenn er in den Seelen Früchte erzielen will. „Vertrauet, ich habe die Welt überwunden,“ hat der Herr einst seinen Aposteln gesagt, und auch der Missionär vertraut, — solange es ihm gegönnt ist, seinen Herrn und Meister bei sich zu haben, ihn empfangen zu dürfen im Sakramente seiner Liebe, solange es ihm ge-

gönnt ist, in allen seinen Nöten und Anliegen bei ihm sich Rat, Hilfe und Trost zu holen, ihm jederzeit sein ganzes Herz mit allen seinen Wünschen und Sorgen erschließen zu dürfen, solange wird ihn auch nichts zu trennen vermögen von der Liebe Christi, weder Trübsal noch Angst, weder Verfolgung noch Schwert. Und wenn er einst sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe legt, wird auch er voll Züversicht mit dem Apostel sagen dürfen: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt. Im übrigen ist mir die Krone des Lebens hinterlegt“. Was macht es ihm, wenn man auf Erden seiner nicht mehr gedenkt, an seinem Grabe keine Träne weint, — er ist eingeschrieben ins Buch des Lebens und wird in Ewigkeit glänzen und leuchten wie ein Stern des Himmels: er hat auf den Herrn gehofft, er wird in Ewigkeit nicht zuschanden werden; vielmehr wird ihm das Glück beschieden sein, einmal aus dem Munde des Herrn die beseligenden Worte zu vernehmen: Wohlan, du guter und getreuer Knecht, weil du über Weniges getreu gewesen bist, will ich dich über Vieles setzen: gehe ein in die Freude deines Herrn!

Fr. B.

## Religiöse Vorstellungen und Gebräuche bei den Eingeborenen der südlichen Nachbarchaft von Dar-es-Salaam.

Von P. Ambrosius Mayer O. S. B.

Die Bewohner des Küstenstriches von Deutsch-Ostafrika nennen sich Suaheli und halten sich für den vornehmsten aller Negerstämme. In Wirklichkeit bilden sie überhaupt keinen eigentlichen Stamm, sondern sind aus Elementen der verschiedensten Stämme zusammengewürfelt, die

im Laufe der Jahrhunderte aus dem Innern theils freiwillig an die Küste kamen, theils von den Arabern als Sklaven dorthin gebracht wurden und später die Freiheit erlangten (sei es, daß sie freigelassen wurden, sei es, daß sie mit dem Zusammenbruch arabischer Herrschaft die Freiheit er-

langten). Von den Arabern wurden sie hauptsächlich durch den Islam in ihren Gewohnheiten und Anschauungen gefirnißt. Die Beschneidung drückt jedem den Stempel eines Suaheli und eines Islamiten (kurz „Islam“ genannt) auf, wenn er auch weiter von der Religion Mohammeds so gut wie gar nichts versteht.

Die religiösen Anschauungen und Gebräuche dieser Suaheli sind darum zwar nahe verwandt mit denen der eingeborenen Heiden des Innenlandes, aber vom Islam mannigfach beeinflusst.

### 1. Gott (mungu).

Die Leute haben den Begriff mungu, d. h. Gott. Wie sie denselben auffassen, darüber sagten solche Neger, die sich weder als Christen noch als Islam ausgeben, folgendes aus:

Mungu ist derjenige, der in der Höhe thront. Seine Erscheinungsweise kennen wir nicht, auch können wir ihn nicht sehen. Derjenige ist Gott, der die Geister der Menschen und alle Geister (mizuka und mapepo, Dämonen, und die mizimu, d. h. Geister der Verstorbenen), sowie alles Schädliche und Krankheiten aller Art geschaffen hat. Er hat auch Heilmittel zubereitet und Schutzmittel gegen die Geister und ihre Nachstellungen. Die bösen Geister können uns schaden, aber wenn Gott nicht will, so vermögen sie nichts. Will Gott aber jemand aus dem Leben räumen, so muß dieser auch sterben ohne Krankheit.

Um mungu kümmert man sich wenig, viel näher und wichtiger sind den Menschen die Geister. Man unterscheidet eigentlich scharf zwischen Geistern der Verstorbenen, mizimu, und den höher stehenden, mapepo (Einzahl pepo, Mehrzahl mapepo).

### 2. Die mapepo (Geister).

Diese mapepo sind für diejenigen, die ihnen jährlich das zukommende Opfer bringen, gute Schutzgeister, insofern sie vor körperlicher Krankheit bewahren, glückliche Geburt gewähren und den Besitzstand mehren.

Solche mapepo gibt es drei:

1. den Kinyamkela, der als schwarzes Gespenst gilt und auf Affenbrotbäumen haust;

2. den Kilima, der ebenso aussieht, aber im Meere wohnt;

3. den Djini, der als weißgekleideter Araber am Meere oder in Flüssen und ihrem Mündungsgebiet erscheint.

Wird nun ein Neger krank und hat er sein Opfer nicht gebracht, was bei Wohl-ergehen meistens der Fall ist, dann ist nach seiner Meinung der pepo schuld, der, über seine Lässigkeit ergrimmt, in ihm Platz genommen und so die Krankheit verursacht habe.

#### a) Das Kinyamkeli-Opfer.

Glaubt der Patient, sein Gebrechen komme vom Kinyamkela, so geht er zum mganga, der Priester und Arzt in einer Person ist. Dieser befragt das Orakel und meldet: Deine Krankheit kommt davon her, weil dein pepo wegen Unterlassung des Opfers über dich erzürnt ist. Willst du gesund werden, so verlangt er das Opfer und den Opfertanz ngoma ya Kinyamkeli oder auch madogoli. (Ngoma ist Tanz mit Trommelbegleitung.)

Nun sucht der Patient einen Tanzmeister (fundi = Meister). Ist dieser gefunden, so wird die ganze Nacht gespielt, woran sich der Patient, sein mganga und sein Tanzmeister, sowie zahlreiche Zuschauer beteiligen. Bevor der Tanz be-

ginnt, gräbt der Ngoma-Spieler im Hofe oder auf dem Platze der Beschwörung ein kleines Loch, steckt einen Stein aus einem Wasserhöpfloch hinein, rings herum Hirsekolben und deckt alles zu, jedoch nicht mit den Händen, sondern mit den Ellenbogen. Er breitet eine Matte darüber, auf die sich der Besessene setzt. Dann bläst der Tanzmeister auf einem eigens dafür bestimmten Horne (bargumu genannt) zu dem Zwecke, den Geist herbeizulocken. Sofort nach dem Blasen ruft er: „Komm herbei, Geist, wir wollen jetzt dir zu Ehren diesen Tanz veranstalten.“

Nach diesen Vorbereitungen beginnt der Tanz und dauert die ganze Nacht hindurch, ein Ohrenschmaus für die Neger, aber eine Qual für die etwa in der Nähe wohnenden Europäer.

Nach dem Tanze am frühen Morgen mahlt der fundi einen gewissen Stein, macht Einschnitte in die Schläfen und Brustseiten des Kranken und reibt die Schnittwunden mit diesem Steinmehl ein. Dann begibt sich die ganze Versammlung zum Affenbrotbaum und bringt das Opfer: Brote, Eier, Zuckerrohr, Huhn usw. Diese Gaben werden am Baume niedergelegt, alles kniet nieder und der mganga spricht:

„Wir sind zu dir gekommen, o Kinyamkeli, weil du diese Person wegen Unterlassung des Opfers krank gemacht hast; jetzt haben wir diese Opfer hieher gebracht und wünschen, daß sie wieder gesund werde. Hier sind die Opfergaben.“ Beigegeben wird noch eine aus Lehm geformte menschliche Figur, männlich oder weiblich, je nach dem Geschlechte des Kranken, die dem Geiste für die Person, aus der er ausfahren soll, Ersatz bieten und so das Ausfahren erleichtern soll.

Damit ist der Kinyamkeli befriedigt und alles geht nach Hause.

#### b) Opfer und Opfertanz des Kilima.

Hierzu werden bestimmte Speisen und Kleidungsstücke hergerichtet und getanzt wie im vorigen Falle. Dieser Opfertanz wird ein oder zwei Tage lang ausgeführt und soll einer etwaigen Schädigung des Kilima zuvorkommen. Nach dem Tanze wandern alle Teilnehmer an die Küste und werfen alle Opfergaben ins Meer.

#### c) Der Djini.

Vom Djini haben die Leute nur Schlimmes zu erwarten, da er sie auf dem Wege anfällt. Er ist nur einen Augenblick sichtbar und verschwindet dann sofort im Leibe dessen, dem er begegnet. Wird er nicht wieder ausgetrieben, so richtet er unfehlbar Schaden an.

Zum Austreiben dient derselbe Tanz wie beim Kinyamkela, aber es wird dann dem Betroffenen noch ein eigenes Schutzmittel (hirizi) um den Hals oder die Hand gebunden. Ein solches hirizi kann man sich auch zur Vorsorge gegen diesen pepo kaufen. Es kostet 2 Rupies und muß vor dem ersten Anlegen mit Weihrauch und wohlriechendem Holze beräuchert werden.

Der Kinyamkela und Kilima sind wohl aus mizimu, d. h. aus Geistern der Verstorbenen, hervorgegangen, worauf schon das Speiseopfer hinweist, das ganz ähnlich gebracht wird wie beim Ahnenkultus. Der Tanz oder vielmehr der dabei veranstaltete Lärm ist ein Schreckmittel für den pepo.

Der Djini aber ist arabischen Ursprunges. Schon sein Name ist arabisch und bedeutet Teufel, Dämon, Gespenst. Die Einwanderungen der Araber nach Afrika haben nie ganz aufgehört, das Austauchen aus dem Meere, ihre plötzliche Überschwem-

mung des Landes und das Fortführen aller Wehrlosen ließen sie den ahnungslosen Negern als übernatürliche feindliche Gewalten erscheinen, und im Geiste der Übergebliebenen bildete sich die Vorstellung eines pepo heraus. Vielleicht hat sich auch die Vorstellung der anderen mapopo ähnlich aus einem nationalen Unglück, etwa dem Tode eines Häuptlings, entwickelt.

### 3. Der mganga als Mittler zwischen Geistern und Menschen.

Der mganga (Arzt, Priester) oder fundi (Meister) kann den Vermittler machen, er allein kann die Ursache der Krankheit ergründen. Diesen Beruf üben nur ältere Männer oder Weiber aus, nur alte Leute erfreuen sich eines besonderen Vertrauens. Wer in diese Zunft aufgenommen werden will, muß schon im voraus eine ordentliche Summe erlegen, wenn er nicht etwa einen Meister als Verwandten hat. Nicht jeder fundi beherrscht die ganze Wissenschaft, im Gegenteil haben die bodenkundigen, sehr zahlreichen Ärzte und Heilbesessenen beiderlei Geschlechtes nur einen engbegrenzten Wirkungskreis; sie sind Spezialisten und erfreuen sich nicht eines allgemeinen Zuspruches, sondern werden nur nach Ruf und Umfang ihres Könnens aufgesucht.

Es gibt aber auch fundi, die sich aus Lebensberuf der Leidenden und zahlenden Mitwelt widmen, die sich eines hervorragenden Rufes und allgemeinen Zulaufes erfreuen. Solche Leute bleiben aber nicht in ihrem Dorfe sitzen, sondern sind eigentliche Wanderärzte. Erst kürzlich kam ein solcher Wanderarzt mit einer ganzen Traglast von Medicinen aller Art in die Nähe von Dar-es-Salaam und etablierte sich auf dem Landgute eines Arabers. Die Stadt wird gemieden wegen der Polizei.

An sich wäre noch scharf zu unterscheiden zwischen mganga (Arzt oder Priester) und mtschawi (Zauberer). Der mganga ist Mittler zwischen den Geistern und den Menschen, er kann Arzt genannt werden, weil ihm auch die ganze Heilkunde obliegt, wobei er freilich manches tut, was wir als Zauberei bezeichnen. Der mtschawi aber sollte richtiger mit „Giftnischer“ übersetzt werden. Mit diesem haben wir es hier bei



Kaffernkindsmädchen.

der Religion nicht zu tun. Doch gehen die Zauberer aus der Zunft der Ärzte hervor und üben auch ärztliche Kunst und alle Künste ärztlicher Künste aus.

Wie nun befragt der mganga die Geister? Er bestreut ein Brett oder einen Teller oder ein Flachbecken mit Asche oder Sand und schreibt mit dem Finger seine Zeichen hinein. Hat er nichts dergleichen, so schreibt er einfach auf den Boden. Daraus liest er dann, auf welchen Geist die Krankheit zurückzuführen sei (ob auf einen pepo oder einen zimu) und was dagegen geschehen müsse. Eine Untersuchung des Patienten ist nicht nötig. Er beobachtet

keine Symptome, sondern er hat nur nach dem schuldigen pepo zu forschen. Ein Teil der Bezahlung hat sofort zu erfolgen, der Rest nach der Heilung. Daß der mganga zu seinem Gelde kommt, dafür sorgt schon die Furcht der Leute, er könne etwa die Heilung wieder durch Gegenmittel aufheben.

#### 4. Die Geister der Verstorbenen (mizimu).

Ist der Tote begraben und die Trauerklage nach sieben Tagen verstummt, so kann es doch vorkommen, daß der Geist des Verstorbenen noch nicht befriedigt ist. Wenn nämlich unter den Hinterbliebenen einer nach zwei oder drei Monaten oder auch innerhalb eines Jahres erkrankt, so kann dies nach allgemeiner Auffassung nur von dem Geist des Verstorbenen herühren. Der Betroffene geht also zum mganga, um durch ihn das Orakel zu befragen. Dieser verkündet: „Deine Krankheit rührt offenbar vom Geist deines Vaters (oder Mutter, Kind) her, weil du dich seiner nicht erinnert hast (d. h. Gaben auf das Grab zu stellen), weil du ganz auf ihn vergessen hast; jetzt hat der Geist dir diese Krankheit verursacht, auf daß du dich wieder seiner erinnerst. Willst du also wieder gesund werden, gut, so opfere Mehl, Bier, ein Huhn und veranstalte eine kleine Ngoma.“

Der Kranke wird diesen Anordnungen sofort nachkommen. Ist alles in Bereitschaft, so erbaut er eine kleine, offene Grabhütte außerhalb seiner eigenen Hütte, pflanzt vor derselben einen kleinen Baum mit grünen Blättern, der „mtopetope“ heißt.

Hierauf werden die Verwandten gerufen. Der Kranke bringt Hirsemehl, Bier und Huhn herbei. Das Huhn — es muß

ein weißes sein — wird in das Gezweig des Opferbaumes gebunden, das Mehl daruntergestellt, der volle Bombetopf aber in die kleine Grabhütte.

Darauf beginnt er zu beten: „O Geist, ich, euer Kind, habe hier geschlafen, seit eurem Hinscheiden habe ich eurer nicht mehr gedacht. Darum habt ihr mich krank gemacht, auf daß ich wieder an euch denke. Aber jetzt bringe ich ein Opfer dar, auf daß ihr mich freilasset. Ja, ich bitte euch, verlasset mich, damit ich mich wieder wohl befinde. Steht mir schützend bei, daß ich viel Geld erhalte und euer wieder gedenken kann. Hier habt ihr euer Opfer: dieses Huhn, als Zuspeise Mehl zu eurer Nahrung und Bier zum Getränke, statt Wasser. Gebt mich frei, daß ich wieder gesund werde.“

Auch andere Leute bringen ihre Opfergaben herbei und sagen: „Ach, ihr Geister, verlasset ihn doch, daß er gesunde. Seht an euer Opfer, das er hiehergestellt!“

Haben alle geopfert, so verlassen sie den Platz mit dem Hüttchen, kehren in das Haus zurück und veranstalten eine kleine Ngoma — eine oder zwei Stunden lang. Dann geht man schlafen.

Gleich am Morgen begibt sich alles nach der Opferstätte, um die geopfert Gaben nachzusehen. Sind Huhn, Mehl und Bier verdorben, das Mehl zerstreut, die Bombe weniger geworden, so sagt man, „der Geist hat unser Opfer nicht angenommen“. Findet sich aber alles wohl und unversehrt vor, so heißt es, „der Geist hat unser Opfer angenommen“.

Die Opfergaben werden nun von den Leuten mit fortgenommen und verzehrt, jedoch nur Mehl und Bier. Das Huhn läßt man auf dem Opferbaume, es darf nicht verzehrt werden, sondern bleibt dort, bis es verendet.

### 5. Die Schutzmittel (Amulette, hirizi).

Soviel Geister, soviele Gefahren zu Wasser und auf dem Lande, zu Hause und auf dem Felde, soviele Schutzmittel gibt es. In ihrem Besitze fühlt sich der Neger sicher und fürchtet keinen Geist und keinen Feind. Freilich muß er sie alle beim mganga kaufen.

Von solchen Amuletten (hirizi) seien zunächst nur einige genannt:

a) Das hirizi für neugeborene Kinder. Es besteht aus Kleiderseken, die zu einer Schnur gedreht und mit einem gewissen Pflanzenaft eingerieben werden. Man trägt sie um Hals, Handgelenke und den linken Fuß.

b) Kinder, die bereits gehen können, erhalten ein hirizi mit zahlreichen Knoten, das nur um den Hals getragen wird.

c) Ein Täschchen wird an einer Schnur befestigt und um den Hals getragen. In dem Täschchen ist ein Hölzchen aus mvuje-Holz und in einem Papier ein Steinchen verborgen. Dieses hirizi schützt gegen den Kinyamkela pepo. Wenn dieser das Hölzchen riecht, läuft er weg.

d) An einer schwarzen Schnur mit dreifarbigiger Quaste ist ein Täschchen befestigt, in das mehrere Hölzchen eingenäht sind. Dies ist gut gegen die Zaubermedizin

anderer Leute, die etwa Schaden könnten. Es muß bei zunehmendem Monde über Weihrauch gehalten werden, sonst verliert es seine Kraft.

e) Das hirizi für die Reise besteht aus zwei Löwenkrallen, deren Hohlraum mit Fett und Haaren von Löwen ausgefüllt ist, und mit Donner, der sich zur Erde niedergeschlagen hat (vermutlich Meteorbestandteile). Die beiden Krallen werden mit Löwenhaut und Wachs verbunden und an einer schönen, weißen Schnur über der rechten Schulter getragen. Wer ein solches hirizi hat, geht bei Löwengefahr voraus, niemand darf nach rückwärts schauen. Im Lager hängt man es in der Nähe der Tür auf. Es sichert nicht nur gegen Löwen, sondern auch gegen Blitzschlag.

f) Ein anderes hirizi aus einer Wurzel schützt gegen Krokodile.

Zu den Schutzmitteln gehören auch die meisten häuslichen und ehelichen Gebräuche, die ebenfalls vom mganga ihre Weihe erhalten. So beherrscht der mganga das ganze Leben der Neger und umschlingt das Volk wie mit einer eisernen Fessel.

Das ganze Leben dieser Neger ist von religiösen Anschauungen durchdrungen; ihr Sinnenleben steht vorwiegend unter der Furcht von Geistern, die von Zaubern dauernd wachgehalten wird.

## Ein christlich Heldenherz.

Von P. L. D.

Es war im Jänner 1895. — Ich war damals Rektor an der Wallfahrtskirche U. L. Frau von Afrika. Eines Morgens hatte ich eben mein Brevier zu Ende gebetet und wandelte nun auf dem freien, mit südländischen Bäumen bepflanzten Platz vor der Basilika auf und ab, um das

ewigene entzückende Schauspiel zu genießen, das jedem Besucher dieses einzig schönen Punktes unbergänglich bleibt.

Vor mir und zu meiner Linken dehnt sich in endlose Fernen das blaue Meer. Auf seinem leichtgekräuselten Spiegel ist hie und da ein schneeweißes Segel sichtbar,

das sich einer munteren Möve gleich auf den ewigbewegten Wellen zu wiegen scheint. In einiger Ferne, ein wenig nach rechts, lenkt der stolze Marseille-Dampfer seinen Kurs nach Norden; schneidig und scharf durchschneidet der behende Kolos die Flut, daß der Gischt empört um den Bug des Störenfrieds emporspritzt und sich fast mit dem Dampfstreifen vermischt, den das Schiff hinter sich läßt. Die kleinen Segel in der Nähe verneigen sich untertänig vor dem sichern Fußes daherstürmenden Riesen, während die erregten Wogen hinter ihm sich schäumend schließen und erst allmählich wieder zur Ruhe kommen. Dicht vor mir fällt das terrassenartige Vorgebirge, auf dem die Wallfahrtskirche erbaut ist, ziemlich steil zum Meer hinab, dessen Wogen schmeichelnd den granitnen Fuß umfassen, der ihnen gleichsam ein kühnes Halt gebietet. Links, etwas hinter mir, hebt sich der Turm und das flache, geschweifte Dach des Seminars St. Eugen vom azurnen Himmel ab. St. Eugen lugt freundlich hervor aus einer subtropischen Pflanzenfülle, aus einem Hain von würzigen Sukkaltus mit ihren langen, weidenähnlichen Blättern, uralten Eibäumen mit ihrem melancholischen, staubig-grauen Blattwerk, den gigantischen, stacheligen Moosen, die dort ganze Hecken bilden. Zwischen St. Eugen und der Basilika dehnt sich eine rebenbepflanzte Mulde, in deren gelbbraunem Sandboden sich die Stöcke auffallend üppig entwickeln. Anspruchslose Cypressen, ernsten, stummen Wächtern gleich, umräumen das liebliche Bild.

Ich wende mich zur Rechten. Dort zieht sich wie ein riesiger Halbmond auf blauem Grunde die Keesde von Algier hin; dahinter, sanft ansteigend, die schöne Stadt mit ihren freundlichen, weißen Häuserwürfeln. Drüben an der Spitze des Halbmondes das Kap Matifu, und rechts daneben am

Horizont die gezackten Spitzen des Djurdjura. —

Eben kam ein junger Araber behenden Schrittes den steilen Weg zum Busarea herauf. „Ein arabischer Student aus einer Nachbarstadt,“ dachte ich und lenkte meine Schritte dem früheren Kolleg der Weißen Väter zu, das nur durch einen mäßig breiten Weg von der Basilika getrennt liegt.

Doch da ertönte plötzlich ein fröhliches „Guten Morgen, Vater D.“ hinter mir her. Wie ich mich umwende, steht der junge Eingeborene schon vor mir. „Kennst du den Nchur-nait-Salem nicht mehr?“ rief er lachend und streckte mir die Hand entgegen.

Jetzt erkannte ich ihn. Richtig, es war Nchur, der kleine Springinsfeld von früher, der wildeste meiner braunen Schulbuben.

„Komm, Nchur,“ sagte ich und bot ihm einen Platz auf der Gartenbank neben dem Hause an, „erzähle mir von deiner Heimat, deinen Eltern und besonders von deinen eigenen Erlebnissen!“

„Von meiner Heimat?“ meinte er. „Davon weiß ich leider nicht viel zu berichten. Kurz, nachdem du von unserem Stamm schiedest, starben meine Eltern; mein Onkel verließ darauf unser Dorf und zog nach Tunisien.“

So war ich denn verwaist und verlassen von allen. Die arabischen Marabuts kümmernten sich auch nicht um mich. Aber Gott sorgte; die Missionäre nahmen mich zu sich. Bei ihnen lernte ich die christliche Religion kennen. Lange habe ich darüber nachgedacht und studiert, und als ich sie gut begriffen hatte, bat ich um die Taufe. Dann mußte ich meine vier Jahre als Katechumene in der Mission zubringen, und endlich, endlich ward ich getauft auf den Namen Leo Maria. Hambullah! (Gott sei gepriesen!) — Nach der Taufe brachten mich die Pa-

tres bei einem Kaufmann unter. Es hat mir dort ganz gut gefallen, aber kürzlich ist mein Herr nach Europa zurückgekehrt. Nun sucht man mir eine neue Stelle. Währenddessen habe ich um Erlaubnis gebeten, einige Tage nach Algier gehen zu dürfen; ich hatte schon so oft von U. L. Frau von Afrika gehört und wollte doch mal gerne eine Wallfahrt dorthin machen."

„Brav, Leo, das war ein schöner Gedanke!“ entgegnete ich, freudig überrascht über diese glückliche Entwicklung meines ehemaligen kleinen Schülers. „Um 8 Uhr lese ich die hl. Messe,“ fügte ich bei, „der wohnst du bei, nicht wahr?“

„Gewiß, sehr gerne, Vater!“

„Inzwischen bleibt mir noch einige Zeit, um dir die Basilika zu zeigen.“

Wir stiegen die Stufen des herrlichen Gotteshauses hinan und traten ein. Der junge Nabyle blieb erstaunt stehen; solche Pracht hatte er noch nie gesehen, ja, nicht geahnt. Seine Augen schweiften über die marmorbefleierten Wände mit den tausenden von Botivtafeln, über die kostbaren Altäre und Kandelaber, die von dem frommen Sinn der italienischen, spanischen und besonders der maltesischen Wallfahrer bedecktes Zeugnis ablegen. Vor allem blieben seine Blicke haften auf dem Bildnis U. L. Frau von Afrika, das sich hoch oben über dem Hochaltar auf marmorernem Sockel erhebt. Es ist die mehr als lebensgroße, gekrönte Statue der Königin Afrikas. Das wallende, weite, mit Blumen überjäte Gewand ist schneeweiß und läßt die eichenholzschwarzen Züge Mariens um so mehr hervortreten. Die Arme sind mütterlich ausgebreitet, als wollten sie alle aufmuntern, sich mit Vertrauen, der Getreuen Jungfrau zu nahen. Darüber aber wölbt sich in goldenen, aus lauter Botivherzen gebildeten Lettern die Inschrift: „Unsere Liebe Frau von Afrika, bitte für uns und für die

Mohammedaner!“ — Ich machte Achur auf die Krücken aufmerksam, welche zum Danke für erlangte Heilung neben dem Altar ihren Platz gefunden, auf die Schiffe, welche erkenntliche Seeleute nach glücklicher Rettung aus dem Schiffsbruch dort in verkleinertem Maßstabe aufgehängt, auf die schier zahllosen Herzen von Gold und Silber, auf die vielen, mit den rührendsten Inschriften bedeckten Marmortafeln, unter denen die Wände des Gotteshauses förmlich verschwanden, lauter sprechende Beweise der mächtigen Fürsprache Mariens.

Nun gingen wir an dem schönbronzierten, gußeisernen Geländer vorbei, das als Chorabschluss und Kommunionbank dient, auf den Hauptaltar zu. Leo betrachtete ihn aufmerksam. Am meisten interessierten ihn die hier angebrachten Waffen. „Der Degen dort,“ setzte ich meine Erklärung fort, „gerade unter dem wundertätigen Bild, stammt vom Marschall Pélessier. Daneben siehst du den Säbel des tapferen Generals Jusuf; endlich der Rahmen hier enthält die kleine Muttergottesmedaille, die der berühmte Marschall Bugeaud auf allen seinen Feldzügen in Afrika bei sich trug.“

„Und diese vielen Orden und Ehrenzeichen, die man fast überall dort hängen sieht?“

„Das sind meist Kreuze der Ehrenlegion, die Offiziere oder einfache Soldaten hier nach glücklich überstandener Gefahr niedergelegt, oder die sie durch andere noch nach ihrem Tode hier haben niederlegen lassen, als Zeichen der Liebe und Erkenntlichkeit.“

Leo sah schweigend vor sich hin. „Ach, Vater,“ sagte er endlich, „wenn ich doch einmal der Muttergottes etwas Ähnliches schenken könnte!“ Wie froh würde ich dann sein!“

\* \*

\*

Es war Zeit zur hl. Messe, Leo, diente mir, zur Verwunderung der anwesenden Pilger, und empfing voll Andacht die hl. Kommunion. Den Tag über behielt ich ihn bei mir. Leo kam mir zeitweise sehr ernst und in sich gekehrt vor. Ich fragte ihn nach der Ursache. „Ich denke nach . . .“, erwiderte er. — mehr brachte ich nicht aus ihm heraus.

Gegen Abend kaufte sich mein junger Freund eine Medaille, ließ vor der Statue H. L. Frau eine Kerze anzünden und betete den Rosenkranz. Dann nahm er Abschied von mir. Ich gab ihm noch einige Rat schläge für seinen Aufenthalt in Algier und versprach ihm, daß ich ihn am folgenden Sonntag den Mitgliedern der Erzbroschenschaft besonders empfehlen würde.

Er dankte mir herzlich, küßte meine Hand und sagte lächelnd: „Heute morgen dachte ich nach . . . Heute nachmittag hab' ich's gesunden!“

Damit ging er hurtigen Schrittes den Hügel hinab der Stadt zu. Von Zeit zu Zeit wandte er sich um und sandte mir einen letzten Scheidegruß zu.

Einige Zeit nachher traf ich einen unserer Kabylenmissionäre. Natürlich erkundigte ich mich bei diesem auch nach Leo. Der Vater wußte mir aber leider nur soviel zu sagen, daß der Jüngling von seiner Reise nach Algier nicht zurückgekehrt sei; man wisse überhaupt nicht, was aus ihm geworden sei.

\* \*

\*

Seit jenem Besuche war über ein Jahr verstrichen, als mich eines Tages ein Turko\* in der Sakristei zu sprechen wünschte.

Beim Eintreten sah ich mich einem armen jungen Manne gegenüber, dessen fahle,

\* Die Turkos oder algerische Schützen bilden eine Truppe, die aus den Eingeborenen ausgewählt wird.

abgeehrte Züge mir Mitleid einflößten. Er glich einem wandelnden Skelett. Als er mich erblickte, richtete er sich mühsam von seinem Stuhle auf und legte militärisch grüßend seine Rechte an die Schefschia.

„Sie wünschen mich zu sprechen?“ fragte ich.

„Ich habe mich sicher sehr verändert,“ erwiderte der braune Krieger, und ein Lächeln glitt über die abgemagerten Züge. „Kennst du mich denn nicht mehr?“

Jetzt betrachtete ich ihn aufmerksamer. „Wie, Leo, du bist es!“ rief ich schmerzlich überrascht aus. „Armes Kind, wie elend du aussiehst! Woher kommst du denn eigentlich?“

„Von Madagaskar, Vater. Als ich Abschied von dir genommen, habe ich mich sofort zu den Tirailleurs gemeldet und den Wunsch ausgesprochen, sofort mit ins Feld zu ziehen; ich hatte meine Absicht dabei!“

„Armer Freund, was hast du durchmachen müssen!“

„Vater, Unsere Liebe Frau von Afrika hat mich während der ganzen Expedition beschützt. Von der Landung in Majunga an bis zur Einnahme von Tananarivo hat sie mich nie verlassen. Sie hat mich vom Sumpffieber errettet, hat mich vor den Kugeln der Howas bewahrt, wo so viele Kameraden um mich her gefallen sind. Darum habe ich mich auch sofort heute morgen nach der Landung hierher aufgemacht, um dieser guten Mutter zu danken und ihr ein kleines Andenken zu bringen.“

Damit zog der Turko unter seinem Ledergrurt ein kleines Päckchen hervor, das er mir überreichte.

Ich öffnete.

Es war — das Kreuz der Ehrenlegion. „Nicht wahr, Vater,“ hat der arme Soldat und seine Augen leuchteten flüchtig auf, „du legst es zu den anderen zu den Füßen der Mutter Gottes nieder?“

Stumm ergriff ich Leos Hand und führte den Wackeren vor den Altar. Dort angekommen, hob er seine Hand, in der das Kreuz ruhte, zum Bilde U. L. Frau empor; dann stieg er mit meiner Hilfe mühsam die Stufen hinauf und legte den Tribut seiner kindlichen Liebe zu den Füßen Mariens nieder.

Ich wollte den armen Jugen noch ein paar Tage bei mir behalten. Er lehnte meine Einladung dankend ab.

„Ich soll mich noch heute im Deh-Lazarett einfinden. Wie würde ich mich freuen, wenn du mich dort hie und da besuchen könntest!“

„Ganz gewiß, Leo! Ich hoffe übrigens, du kommst bald wieder zu Kräften und bist in einem Monat hergestellt. Dann mußt du aber wieder hier herauf zur Basilika kommen; ich lese dann für dich eine heilige Messe zur Danksgiving.“

„Gott ist der Herr, Vater! — Vielleicht liest du eine Seelenmesse für mich, bevor der Monat abgelaufen ist. Doch ich fürchte den Tod nicht, — ich bin bereit!“

Bewegt reichten wir uns die Hand, dann schied er von mir.

\* \*

\*

Drei oder vier Tage später begab ich mich zum Militär Lazarett, um meinen lieben Turko zu besuchen. Auf dem Wege begegnete ich einem Unteroffizier, der eben vom Lazarett kam und gerade auf mich zugeing.

„Herr Vater,“ redete er mich an, „kennen Sie vielleicht Vater D., Rektor an U. L. Frau von Afrika?“

„Der bin ich selbst, Herr Unteroffizier!“

„Sie gehen jedenfalls zum Lazarett, um den Turko Aschur zu besuchen?“

„Natwohl; wie geht es ihm?“

„Ich bringe Ihnen eine traurige Nachricht; der arme Kamerad ist gestern nachts

gestorben. Unter seinem Kopfkissen hat sich dieser Brief an Sie befunden.“

Ich erbrach das Schreiben. Es enthielt nur ein paar Zeilen, die von unsicherer Hand gekritzelt waren:

„Guter Vater! Mein Ende naht; ich fühle es. Aber ich sterbe gern, denn ich habe mein Versprechen, das ich U. L. Frau von Afrika gegeben, erfüllt.

Bete für Turko Aschur, Dein Kind  
Leo Maria.“

Unwillkürlich drückte ich meine Lippen auf das bescheidene Blatt Papier, — es war der letzte Gruß von lieber Hand, — und Tränen traten mir in die Augen.

„Sie entschuldigen meine Bewegung, Herr Unteroffizier; es war ein gutes Kind, ich hatte es lieb gewonnen.“

„Wer hätte ihn nicht gern gehabt, Hochwürden! Wir haben zusammen den Feldzug nach Madagaskar mitgemacht, und ich habe ihn sehr gut gekannt. Seine Vorgesetzten hielten große Stücke auf ihn und stellten ihn dem ganzen Regiment als Muster hin. Dazu war er der Liebling seiner Kameraden. Aschur war immer dort zu finden, wo es am heißesten herging. Wenn es hieß: „Freiwillige vor!“, so war er der erste, der sich meldete. Er war stets gutes Mutes und bei schwierigen Märschen heiterte er alles auf durch seinen Humor. Im Feuer hielt er sich wacker, ja hartnäckig, mochten ihm auch die Kugeln um die Ohren pfeifen.

Fast kein Tag verging, wo er sich nicht irgendwie hervortat. Bald rettete er das Lager vor einem Howa-Überfall, bald nahm er dem Feinde eine ganze Proviantkolonne weg. Fast nach jedem Gefecht wurde er zum Rapport kommandiert.

„Aschur,“ sagte ich eines Abends zu ihm, — es war nach einem Zusammenstoß mit dem Feinde, wobei er sich wieder aus-

gezeichnet hatte, — „du wirst deine Tollkühnheit noch einmal teuer bezahlen.“ — „Das ist wohl möglich,“ antwortete er mir treuherzig, „aber ich muß das Kreuz der Ehrenlegion gewinnen, und ich weiß noch nicht recht, wie ich es anstellen soll.“

„Nimm dem Feind eine Fahne ab,“ rief ich lachend, „und bringe sie dem kommandierenden General!“

„Gut,“ lautete die Antwort, „ich werde sie ihm bringen, — so Gott will!“

\* \* \*

Nach einer Pause fuhr der Unteroffizier fort: „Kurz vor der Einnahme von Tananarivo fand eines Tages wieder ein Gefecht statt. Gleich im Anfang rettete Mschur seinem Hauptmann das Leben. Aber das genügte dem Wackeren noch nicht; er hatte es eben auf die Fahne abgesehen. So harrete er eine Stunde in einem wahren Kugelregen aus. Bald kniend, bald liegend, bald wieder stehend feuerte er auf die Madegassen, bis ihn zwei feindliche Kugeln in den Sand streckten.“

Ich suchte ihn im Feldlazarett auf. „Es ging wirklich nicht!“ war sein erstes Wort, als er mich sah. „Es waren ihrer zu viele, ich konnte die Fahne nicht in meine Hand bekommen. Nächstens hoffe ich mehr Glück zu haben!“

Übrigens war Mschurs Zustand nicht unbedenklich; der Arzt zuckte die Achseln und der Kranke schien trotz seiner Willenskraft täglich schwächer zu werden. Wir glaubten alle, er sei verloren. Da, eines Tages, als ich gerade bei ihm war, um Abschied zu nehmen, — ich sollte mich am folgenden Tage einer Kolonne anschließen, — tritt zu meiner größten Überraschung der Herr Oberst mit mehreren Offizieren in das große Zelt, das als Lazarett diente.

„Mschur = nait = Salem!“ ertönte die Stimme des Obersten.

„Hier!“

„Im Namen des Regiments gratuliere ich Ihnen zu Ihrer musterhaften Haltung vor dem Feinde!“

„Zu Befehl, Herr Oberst, wir haben alle unsere Pflicht getan!“

„Siemit,“ fuhr der Offizier fort, „überreiche ich Ihnen im Namen des kommandierenden Generals das Kreuz der Ehrenlegion!“

Mschur hatte sich nur mit größter Anstrengung aufgerichtet. Infolgedessen öffnete sich die Wunde wieder und, — war es der Blutverlust oder die tiefe Erregung, — der Kranke sank bewußtlos auf das Feldbett zurück.

Der Oberst trat hinzu, heftete das Kreuz vorsichtig auf die vom Blut gerötete Brust des jungen Helden und drückte ihm stumm die Hand. „Der arme Kerl ist verloren,“ meinte er und wandte sich zum Gehen.

Trotzdem besserte sich der Zustand des Kranken zusehends und die Kräfte kehrten so schnell zurück, daß unser Mschur zwei Monate später wieder einrücken konnte. Aber es war nur für kurze Zeit. Hatten ihn die Kugeln der Howas nicht tödlich getroffen, so sollte er dafür dem Malariafieber zum Opfer fallen. Mschur kämpfte mit der ihm eigenen Willenskraft gegen das tödliche Leiden; er pflegte scherzend zu sagen: „Gegen Fieber gibt es kein besseres Mittel als Pulverdampf.“ — Aber endlich gewann das Fieber die Oberhand und der Arzt befahl die schleunige Heimsendung. Das übrige wissen Sie.“

„Wußte man beim Militär,“ fragte ich, „zu welcher Religion Mschur sich bekannte?“

„Zuerst meinten wir, er sei Mohammedaner, bis wir einmal bemerkten, wie er vor einem Angriff mit der blanken Waffe zuerst das Kreuzzeichen machte. Der Mann, der ihn abends zum Lazarett brachte, hatte auf der Brust des Verwundeten eine kleine Medaille der Mutter Gottes bemerkt. Daraus mußten wir schließen, daß er ein Christ sei. Er machte übrigens aus seiner Religion kein Geheiß; zudem war er häufig beim Feldkaplan.“

Unterdes waren wir, der Unteroffizier und ich, fast unbemerkt beim Lazarett an-

gekommen. Der Militärgeistliche ergänzte die Mitteilung des Unteroffiziers. „Er ist sanft entschlafen,“ sagte er, „als echter Christ, voll rührender Ergebung in Gottes heiligen Willen!“

Tags darauf begab ich mich zum Friedhof. Schon kennzeichnete ein bescheidenes hölzernes Kreuz die letzte Ruhestätte des tapferen Soldaten. Ich aber ließ auf das Kreuz die Worte setzen:

Leo Maria

Miles Christi

Servus Mariae.

## Meine Schule.

In dem Programm fast jedes Missionspostens kommt auch eine Schule vor, und bei meiner Ankunft hier selbst wurde ich gleich zum Professor im Ab-Unterrichte promoviert.

Die Negerknaben nun sind nicht weniger schulfaul als so mancher Schulschwänzer daheim. In Gottes freier Natur hüpfen und springen tun sie viel lieber als auf den Schulbänken sitzen unter dem strengen Auge des Lehrers. Im Vaterlande wäre Schulzwang nicht so nötig als hier, denn dort gehen die meisten Kinder sozusagen von selbst zur Schule, weil sie nichts anderes wissen — aber die jungen Neger kannten vorhin keine Schule und wollen dieselbe auch jetzt noch nicht richtig kennen. Dies liegt selbstverständlich hauptsächlich an den Eltern, die ihre Kinder auch gar nicht dazu anhalten wollen, die Schule fleißig zu besuchen, weil sie selber noch gar nicht einsehen, welchen Nutzen es haben könne, daß ihre Kerlchen einige Striche und Krähensfüße in Reihe und Glied hinzukritzeln verstehen, und die Kinder selbst schätzen den Wert dieser Kunst noch viel

geringer. Könnte man diese Buchstaben essen oder mit denselben einige Pfennige verdienen, na, würden sie sagen, dann wäre es noch so ganz übel nicht, dann wäre es noch ein Spaß — aber nun ist es eine solche dumme Arbeit. Alles dies zu lernen, ohne daß damit sofort etwas zu verdienen ist, und dazu dann und wann noch eine Ohrfeige zu bekommen, das ist etwas Gruseliges für sie. „Die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit“; dieses Prinzip, gelinde angewendet, ist hier das einzige, das günstige Resultate erzielen kann.

Nun ist Schullehrer spielen zwar nicht immer der höchste Begriff des Angenehmen, aber hier unter den schwarzen Kerlchen hat es doch auch seine angenehme und nützliche Seite. Dabei lernt man die Neger Sprache und deren Eigentümlichkeiten kennen und oft übt man auf Herz und Geist der Kleinen mehr Einfluß aus, als man zu vermuten vermag. Dazu kommt, daß es hier unter den Wangwana-Kindern fast das einzige Mittel ist, ihnen etwas von den Glaubenswahrheiten beizubringen. Da die Kleinen aber meistens Kinder

von Hausflaven sind, ist es ihnen von ihren Herren durchwegs streng verboten, bei den Missionären dem Religionsunterrichte beizuwohnen. Wägen sie es trotzdem, bei uns in den Unterricht zu kommen, so haben sie fast immer eine Tracht Prügel zu erwarten oder noch Schlimmeres. Aber kommen sie einmal in die Schule, so findet man, wenn man will, recht häufig Gelegenheit, einige gute Samenkörner in ihr Herz auszustreuen. Wir wollen hoffen, daß diese wie von ungefähr ausgeworfene Saat unter Gottes Segen und dem Schutze Unserer Lieben Frau von Afrika gedeihe und dereinst noch reife Früchte trage.

Es läßt sich leicht begreifen, daß unsere Schule noch ungemein primitiv eingerichtet ist; es ist ein Gebäude von Holzpfählchen, zwischen welchen wir ein Flechtwerk von Zweigen angebracht haben. Diese Hürdenwände sind mit grauem Lehm beworfen und ein kunstloses Strohdach bedeckt das Ganze. Für die Neger, die nur ihre schlechte Hütte kennen, ist aber unser Schulgebäude ein wahrer Palast.

Das Mobiliar bestand bis vor wenigen Tagen aus einigen Kistenbrettern, die, mit Linte geschwärzt, die Wandtafel abgaben, und dazu kam noch ein Schemel für den Herrn Lehrer. Die Schüler kauerten sich einfach auf dem Sandboden hin, und da ihr nichts weniger als steifes Kostüm aus einem schlichten Lendentuch besteht, so riskieren sie dabei nicht, sich die Hosen im Sande zu beschmutzen und noch minder den Anzug an der betreffenden Stelle abzunutzen.

Zu Anfang der Schulzeit findet allemal die schwer wichtige Austeilung der Schiefertafeln, alias Schieferfragmente, und der Griffel statt, wobei jedesmal tapfer gestritten wird, wer den längsten Griffel,

wer das größte Schieferstück haben soll. Hie und da ein nicht allzu derber Hieb um die Ohren, ein strenger Blick des Magisters, und die Ordnung ist wieder hergestellt. Die drolligsten Szenen finden statt, wenn dann und wann ein neuer Schüler kommt, der noch nicht das heilige Kreuzzeichen machen kann. Diese Manöver kosten der ungeübten Hand oft viele Mühe, und weil die Kinder anfangs gar nichts von der Bedeutung des Kreuzzeichens wissen, so kratzt sich manch einer ein wenig auf die Stirn und die Schulter. „Nun, es ist gut gemeint, braver Bursche, ein nächstesmal wird es schon besser gehen,“ so tröstet man sich und das schüchterne Kind.

Auf die von altersher gewohnte, wenn schon nicht ganz saubere Weise wird die Schiefertafel gereinigt. Um das Trocknen der eingeschmierten Schieferfläche ein wenig schneller vor sich gehen zu lassen, können die kleinen Neger nicht mit dem Rockärmel manövrieren, denn wer keinen Rock trägt, hat auch keinen Ärmel. Ebensovienig können sie dazu ihren schwarzen Arm anwenden, denn dieser würde nur zu wenig Feuchtigkeit absorbieren. Und dennoch sind die Kerlchen gleich mit dem Verfahren des Trocknens fertig: erfinderisch, wie sie sind, reiben sie die glitzerige Schieferplatte einigemal über ihren — Bauch!

Und nun geht es darauf los: A, B, C, aus voller Kehle mit der Variation b-a, ba! Schade nur, daß des Lehrers Zwerchfell oft so stark dabei erschütterter wird.

Nach der Lesestunde allgemeines Nasenputzen — und zwar gerade so, wie unsere Vorfahren dies getan haben müssen: den rechten oder linken Zeigefinger abwechselnd auf den einen und den anderen Nasenflügel. Ganz kurios guckten die Kerlchen, als sie mich neulich bei einer gleichen Operation sorgsam aufbewahren sahen,

was sie trotz ihrer Armut als unbrauchbar wegwarfen — sie verstanden nichts davon. . . .

Sind nun alle Näsklein gepuht, so folgt programmgemäß das Schön Schreiben. Dies ist jußt nach dem Geschmack der Mehrheit, und mit Herz und Seele, ja sogar unter ohrenzerreißender Musik fragen sie auf ihrer Schieferplatte die Buchstaben nach, die ich ihnen auf der Wandtafel vor-schreibe. Aber auch unter dem schwarzen Völkchen findet man Taugenichtje, wie überall, und solche kleinen Bengel amü-sieren sich öfter damit, daß sie einander mit einem angepitzten Griffel in die zarte Haut stechen.

Neulich dozierte ich von meinem Rathe-der — wollte jagen Schemel — herunter, und in meinem feurigen Vortrage hatte ich kaum gespürt, daß sich ein paar Kraus-köpfe an meine Schuhe herangeschlichen hatten. Als sie nun mit dem Losschmüren der Schuhriemen fertig waren, erkühnten sie sich, mich in meiner Rede einen Augen-blick zu stören, und fragten mich ganz in-diskret, ob ich einmal eben meine Schuhe und Strümpfe ausziehen wollte, damit sie sich überzeugen könnten, ob meine Füße ebenso weiß seien wie mein Kopf und meine Hände. Auf eine empfindliche Weise zur Ordnung zurückgerufen, er-neuern sie ihren guten Vorjat, nicht mehr so unbescheiden und dann aufmerk-samer zu sein.

Gelegentlich der neulichen totalen Mon-desfinsternis glaubten die Eingeborenen hier selbst, es nähme jetzt die Welt ein Ende. Ganz Tabora war auf den Bei-nen: Männer, Weiber, Kinder, sämtlich mit Spaten oder Hackmessern bewaffnet, schlugen damit auf Töpfen oder sonstigen Geschirren, daß einem Hören und Sehen verging. Alles sprang tanzend umher,

nicht gerade vor Freude, sondern wirklich vor lauter Angst. Der Polterlärm dauerte bis spät in die Nacht hinein, es war uns unmöglich, ein Auge zu schließen. Am nächsten Morgen kamen meine Schüler in die Schule mit der frohen Meldung: „Bwana, da sind wir heute nachts doch gut weggekommen. Der Mond hatte die Sonne beim Kragen und so waren sie dort oben miteinander in Streit geraten. Aber wir haben die Sonne vom Monde weggejagt. Als sie uns rufen und schreien hörte, hat sie den Mond vor Angst losgelassen. Und dies war unser Glück auch, denn sonst wäre es um uns alle geschehen gewesen!“

„Ihr Burschen,“ so sage ich, „ihr seid doch richtige Dummköpfe. Ich will euch einmal erklären, wie eine solche Mondes-finsternis entsteht.“ Ich gebe ihnen auf der Wandtafel, so einfach es nur angeht, eine Vorstellung von diesem Phänomen. „Seht nun gut,“ so sage ich in der Mitte meiner Erklärung, „die Sonne steht still, die Erde, auf der wir wohnen, dreht sich um die Sonne und ebenso der Mond um die Erde.“ Ein paar Schlaupelze fühlen alsogleich mit der Hand auf den Boden, um sich zu überzeugen, daß die Erde doch wirklich fest unter ihren Füßen liegt und nicht weniger tut, als sich herumdrehen, und dann guckt einer den anderen an, als wenn er jagen wollte: „Sollte es beim Bwana heute wohl richtig unterm Hut sein? Sonst ist er immer so klug, aber heute, nein, er hat es gewiß nicht beim rechten Ende.“ Und einer der Schlauber-ger erklärt gerade heraus: „Glauben Sie nur, Bwana, was Sie wollen, aber wir bleiben bei unserer Meinung!“

Wenn ich für klein und groß Christen-lehre halte, so bediene ich mich eines gro-ßen Bilderkatechismus. Es ist dies ein gutes Mittel, ihre Andacht rege zu ma-

chen. Oft ist es merkwürdig, zu hören, welche sonderbaren, ja lächerlichen Bemerkungen sie dabei machen. Vor einiger Zeit behandelte ich den Sündenfall Adams. Während ich ihnen mit Hilfe des Bildes möglichst deutlich erkläre, daß Adam durch seinen künftigen Ungehorsam für uns alle, Weiße und Schwarze, die ganze Sache verdorben habe, und ich schon aller Aufmerksamkeit erregt zu haben glaube, ruft einer der Zuhörer plötzlich aus: „Du, Mi, siehst

du das, die Tiere in Ulaya (Europa) haben auch Schwänze“, und damit zeigt er auf die Tiere des auf dem Bilde vorgestellten Paradieses!!! — Ein anderer fragt mich ganz treuherzig, ob diese verurtheilte Frucht, von der Eva gegessen hat, eine Mapera, ein Granatapfel oder eine Zitrone gewesen sei. Und so hört man allerlei. Geduld und abermals Geduld, dies muß die Lozung des Missionärs sein, sonst erzielt er nichts.

## Schickial einer verlassenen Frau in Afrika.

Der Häuptling N'konga hatte unter seinen Frauen, oder besser gesagt, unter seinen Sklavinnen, auch eine, die einen fürchterlichen Krebschaden am Bauche hatte. Sie nahm alle ihre noch übrige Kraft zusammen, um sich an den Fluß zu schleppen und auf einem kleinen Nachen sachte rudern, kommt sie und bittet ihren Häuptling und die Fetischpriester um Hilfe. N'konga jedoch empfängt sie hart, schilt sie und verweist sie auf 60 Schritte hinter seine Hütte. Da ist sie ohne Obdach, ohne Nahrung, ohne Kleidung, überhaupt ohne alles, was auch zur erbärmlichsten Existenz unumgänglich notwendig wäre. Fliehen kann sie nicht; sie ist ja ganz kraftlos und es ist ihr zudem auch strengstens verboten.

Eines Tages kam ein guter Christ, Albert genannt, zur Mission und setzte den Vater davon in Kenntnis. „Es hat Eile,“ sagte er, „du mußt dieser armen Frau zu Hilfe kommen! Wir armen Schwarzen haben nicht Mut genug, ihr helfen zu können; sie riecht so übel . . . wir müßten uns gewiß erbrechen; wir würden es nicht aushalten können!“

Der Vater wendet sich zu den Knaben der Mission: „Meine Kinder, wird der

liebe Gott zufrieden sein, wenn wir diese arme und verlassene Frau, für deren ewiges Heil Christus ja auch am Kreuze gestorben ist, in der Not und verloren gehen lassen?“ — „O nein!“ riefen alle, sichtlich bewegt, „ganz sicher nicht!“ — „Wer will also mit mir kommen, damit wir ihr helfen?“ — „Ich, ich, Vater!“ und alle streckten die Hände auf. — „Aber,“ wiederholte der Vater, „bedenkt es euch gut; wir gehen zu einer verlassenen Sklavin, deren Körper bereits zur Hälfte verfault ist.“ — „Ich, ich, Vater!“ riefen alle, noch begeisterter als zuvor. — „Wohlan denn, gehen wir alle zusammen und, Schmach über diejenigen, welche zurückweichen!“

So machten sie sich denn auf den Weg. Bald waren sie bei N'konga angelangt. „Wo ist die kranke Frau?“ fragte ihn der Vater. N'konga, der auf einer Strohmatten lag, antwortete, ohne sich umzuwenden: „Hinter der Hütte in den Gebüsch.“ Die Kinder waren dem Vater vorausgeeilt. Nachdem er einige Schritte gemacht, bemerkte er, wie zwei derselben aus dem Gebüsch traten und auf ihn zuliefen; sie hielten sich die Nase zu: „O, das ist aber zu arg, Vater! — Das kann aber kein Mensch aushalten!“ — Der Vater sprach

ihnen Mut zu und so ging es vorwärts. Welch ein Schauspiel, in der That! . . . Lieber Leser, bitte nicht beschreiben zu brauchen, was der Vater da sah und seine Natur trotz allen guten Willens empfand! Ich möchte euch diesen Genuß gerne ersparen!

Man durfte gar nicht daran denken, diese arme Alte in eine Hütte bringen zu lassen, denn es hätten sich vor ihr sicher alle Türen verschlossen. In die Mission konnte man sie auch nicht bringen; denn, abgesehen davon, daß man nirgends einen gefunden hätte, der sie bis dahin transportiert, wäre sie auch dem ganzen Hause zur unerträglichen Last geworden und hätte alle aus demselben verschreckt. Nachdem der Vater sich die Sache einen Augenblick überlegt hatte, sprach er zu den Kindern: „Zuerst muß jemand nach der Mission gehen, um Messer, Beil, Stroh, Lianen, Pfähle, Strohmatten und etwas Nahrung hieher zu bestellen. Sodann muß dieser Platz gereinigt werden, ein Bett aus Bambus verfertigt, eine Strohmatte darüber ausgebreitet und alles so bequem als möglich hergerichtet werden. Schließlich muß noch eine kleine Hütte erbaut werden und das alles noch vor Abend. — Verstanden?“

„O, Vater, sollen wir denn hier in ihrer Nähe arbeiten? Es ist zu arg! Wenn es noch ein wenig weiter von ihr entfernt wäre, aber neben ihr kann niemand es aushalten!“

„Feiglinge, die ihr seid!“ tadelte sie der Vater, „ist das eure Tapferkeit, euer Mut und eure Nächstenliebe? Sie kann sich ja unmöglich weitererschleppen und darum muß hier selbst, dicht neben ihr alles hergerichtet werden!“

Die flinksten der Knaben waren unterdessen zur Mission gelaufen, um selbst die verlangten Gegenstände zu holen. Einem derselben begegnete auf dem Wege seine Mutter. „Du gehst mir nicht hin,“ sagte diese zu ihm, „ich will nicht, daß du dich solchem Gestanke nährst!“ — Der Kleine mochte sich wohl der Worte Christi erinnern haben: „Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan,“ und „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert,“ denn er blickte seine Mutter kurz mitleidig an und lief weiter.

Bald kamen sie mit den notwendigen Werkzeugen zurück. Zwei Quadratmeter waren bald ausgerodet und 18 Pfähle in die Erde geschlagen. Da fing es an zu regnen. „Macht nichts,“ sagte der Vater, „nur voran! Werdet sicher nicht zerschmelzen!“

Um 2 Uhr fehlte nur mehr die Bedeckung; um 4 Uhr war schon alles fertig. Es ist zwar ein armseliges Obdach, doch es reicht, um die arme Verlassene genügend zu schützen. Da sie unter diesem ärmlichen Dache ein Feuer knistern hörte, schleppte sie sich zu ihm, legte sich auf die Strohmatte und wärmte sich.

Dann sprach der Vater ihr vom lieben Gott, von den Geheimnissen unserer Religion und versprach ihr Nahrung und Holz für jeden Tag. Bald war ihr Herz gewonnen! Sie bat inständig um die heilige Taufe und sobald sie genügend vorbereitet war, wurden ihre Bitten erfüllt.

Veronika heißt jetzt die arme, verlassene Sklavin und freut sich auch schon mit den lieben Engeln und Heiligen im Himmel.

## Das Salz bei den Negern.

Es gibt Dinge, über welche sich nicht streiten läßt; ein jeder kann recht haben, und dann sagt man: Das ist Geschmackssache. Wir Zivilisierte können das Salz kaum entbehren; fehlt diese Würze, so schmeckt auch die beste Suppe nicht. Aber zur Salzsüßigkeit haben wir es noch nicht gebracht. Unsere Neger jedoch, wenn sie zwischen Zucker und Salz zu wählen haben, entscheiden sich ohne Zaudern fürs letztere. — Kommt der Missionär unter seine schwarzen Pfarrkinder, so wird er gleich umringt und angebettelt um eine Priese — Salz. Eilig humpeln die alten Weiber herbei und begrüßen ihn mit dem freundlichsten Lächeln auf den Lippen: „Guten Tag, Bwana, gib mir ein wenig Salz.“ Dabei lassen sie die einschmeichelndsten Laute vernehmen und ein Schmalzen mit der Zunge, das nicht mißverstanden werden kann. Wie wünschen sie allen Segen auf einen Herab, wenn sie die gewünschte Süßigkeit erhalten haben! — Neulich fing ein kleiner Knirps, noch in der Ziegenhaut auf den Rücken der Mutter gebunden, bei meinem Anblicke jämmerlich zu schreien an; und so ein kleiner Schwarzer versteht sich aufs Schreien so gut oder noch besser als unsereiner, da wir noch in den Windeln lagen. Doch ein paar Körnchen Salz in den weit geöffneten Mund gelegt, glätten in einem Nu das so-

eben noch so schrecklich verzerrte Gesichtchen und lassen das freundlichste Lächeln darübergleiten, und noch ehe die gesalzene Gabe auf der Zunge geschmolzen ist, sind wir die besten Freunde. Eines Tages steckte ich mir eine Pfeife an und warf das Streichhölzchen beiseite. Gleich stürzten sich einige Kinder auf das armselige Hölzchen. Der Glückliche, der es erhaschte, hatte nichts eiligeres zu tun, als das Ding in den Mund zu stecken und gierig daran zu schnullen.

„Weshalb denn das?“ fragte ich ihn.

„Es ist salzig,“ war die Erwiderung des Kleinen, und er setzte eifrig seine Süßigkeit weiter.

Ein Engländer hatte einen Zigarrenstummel weggeworfen; einer unserer kleinen Halbwilden fand ihn und rauchte ihn so kurz, wie es unsereiner nie fertiggebracht hätte; dabei steckte er noch das zuerst gerauchte Ende in den Mund, um sich zugleich auch an der salzigen Asche laben zu können.

Bei dieser Vorliebe der Neger für das Salz erklärt es sich, daß dieses der gesuchteste Tauschartikel ist. Für ein halbes Glas Salz erhält man ein Huhn, für einen Kaffeelöffel voll ein Ei usw. Salz und immer Salz! Hätten wir nur immer einen großen Salzvorrat.

## Die äußere Erscheinung des Wanyamwezi.

Die Bewohner von Unyamwezi, Wanyamwezi genannt, gehören zur großen Familie der Bantuneger, die in zahlreichen Stämmen und Völkerschaften über ganz Mittelasien verbreitet ist. Wie im Laufe der Zeit die Gliederung der Bantu-

neger vor sich gegangen ist und in welchem Verhältnis die einzelnen Stämme zur gesamtten Familie stehen, läßt sich wohl kaum oder doch nur annähernd bestimmen; denn es ist sehr schwer, einen geschichtlichen Einblick in die Vergangenheit dieser Völker zu

gewinnen, einerseits wegen der zahlreichen politischen Erschütterungen, die in den verfloffenen Jahrhunderten stattfanden, anderseits wegen des Mangels an historischen Quellen. Kein Denkmal, kein Schriftstück hat uns etwas Genaueres über die Wanyamwezi überliefert, und von bestimmten Zeitangaben kann überhaupt keine Rede sein. Das Wenige, was auf uns gekommen ist, ist so mangelhaft und ungenau, daß eine gründliche kritische Sichtung der Quellen und des Materials erforderlich wäre, bevor man an eine geschichtliche Darstellung sich wagen dürfte, und zu einer solchen Arbeit hat der Missionär keine Zeit. Deshalb ist es mir auch nicht möglich, mich über die Vergangenheit der Wanyamwezi eingehend zu verbreiten, und nur gelegentlich werde ich einige historische Notizen einfließen lassen.

Was die äußere Erscheinung unserer Neger betrifft, so wäre es unrecht, über dieselben gleich nach dem ersten Eindruck urteilen zu wollen. Wer längere Zeit unter den Negern zugebracht hat, wird sich allmählich mit manchen Außerlichkeiten veröhnen, ja er wird dem Äußeren des Negers selbst eine gewisse Schönheit nicht absprechen können. Die Farbe der Wanyamwezi-Neger ist durchschnittlich tief-schwarz. Ihre Haut zeigt weder jene schöne, glänzende Farbe der Sudanneger, noch auch den hellbraunen Teint, durch den andere Negerstämme, wie die Wataturu, sich auszeichnen. Da jedoch die Wataturu Nachbarn der Wanyamwezi sind, so hat im Laufe der Zeit eine Art Vermischung stattgefunden, so daß außer den eigentlichen Wanyamwezi auch eine ziemliche Anzahl Mischlinge sich im Lande befinden. Die Wataturu sind nämlich weit und breit berühmt wegen ihres kräftigen Körperbaues und ihrer außerordentlichen Muskelkraft.

Deshalb eignen sie sich vorzüglich zu schweren Arbeiten und sind sehr gesuchte Sklaven. So ist es erklärlich, daß Wanyamwezi-Häuptlinge durch Kauf oder Raub sich ihre Sklaven aus den Wataturustämmen verschafften und sich auch nicht selten ehelich mit Wataturufrauen verbanden. Durch eine solche Vermischung hat alsdann die Farbe der Wanyamwezi viel von ihrer ursprünglichen Schönheit eingebüßt, während anderseits der Stamm auf diese Weise gekräftigt wurde. Die Farbe des Negers ist durchaus nicht unveränderlich. Die neugeborenen Kinder sind weiß und werden erst am zweiten, dritten oder vierten Tage schwarz. Bei schweren Krankheiten verliert der Neger den Glanz seiner Hautfarbe, ja nicht selten werden die Handflächen und Fußsohlen fast weiß.

Auf dem Kopfe trägt er starkes, wolliges oder, besser gesagt, verfilztes schwarzes Haar; sein Bartwuchs ist dagegen sehr spärlich, bei den meisten sogar fehlt er gänzlich. Weder Männer noch Frauen tragen langes Haar, vielmehr schneiden beide Geschlechter sich von Jugend auf das Haar ganz oder theilweise ab; die einen schneiden es kreisförmig nach Art einer großen Tonjur, andere lassen nur ein Haarbüschel stehen, entweder in der Mitte des Kopfes, oder vorne, oder hinten, oder seitwärts; wieder andere scheren die linke Hälfte des Kopfes, während die rechte unbehelligt bleibt; noch andere endlich bilden die wunderlichsten Figuren, kleine Kreise, Ringe, Kauten, Dreiecke, je nach dem Geschmade des einzelnen. Sie tun dies sowohl aus Schönheitsrücksichten als auch zur Beförderung der Reinlichkeit. Im allgemeinen wird ein Europäer an herartigen Kopfzeichnungen wohl wenig Geschmack finden; doch läßt es sich nicht leugnen, daß der Neger hiedurch ein gewisses Schönheitsge-

süßl. bekundet, das selbst dem Auge des Weißen wohlthut. Im Alter werden die Haare des Negers grau; niemals jedoch sieht man einen ehrwürdigen Greis mit schneeweisem Haar; denn selbst im höchsten Alter bleibt der Haarwuchs mit Schwarz untermischt. — Durch ihre Haartracht unterscheiden sich bei den Negern die Zauberer von allen anderen, denn sie allein haben das Recht, lange, ungeschnittene Haare zu tragen, worauf sie sich natürlich nicht wenig zugute tun.

Eine besondere Sorgfalt widmen die Neger der Pflege ihrer Zähne. Sie sind stolz darauf, wenn deren schöne, weiße Farbe sich recht scharf von ihrem schwarzen Untergrunde abhebt. Deshalb reinigen sie dieselben nicht nur einmal, sondern selbst öfter des Tages durch Reiben mit einem Stückchen Holz. Dank dieser äußersten Reinlichkeit haben die Neger im allgemeinen gesunde Zähne, und Zahnschmerzen sind bei ihnen, wenn auch nicht ausgeschlossen, so doch viel seltener als bei uns in Europa. Die Schneidezähne des Ober- und Unterkiefers feilen sie sich soweit ab, daß beide Zahnreihen sich gegenseitig nicht berühren. Betreffs der Zähne herrscht unter den Negern die seltsame Sitte, diejenigen Kinder, bei denen die Zähne des Oberkiefers zuerst hervortreten, zu töten, eine Vorstellung, die wohl mit ihren abergläubigen Gewohnheiten zusammenhängen mag.

Gesicht und Gehör des Negers sind durchschnittlich sehr gut ausgebildet. Ihr Blick ist so durchdringend, daß sicher nur wenige Europäer an Schärfe der Augen sich mit einem Neger messen können. Graue, überhaupt hellfarbige Augen sind bei ihnen selten. Der dunklen Haut- und Haarfarbe entsprechend haben die meisten auch dunkle Augen. Kurz- und weitfichtige

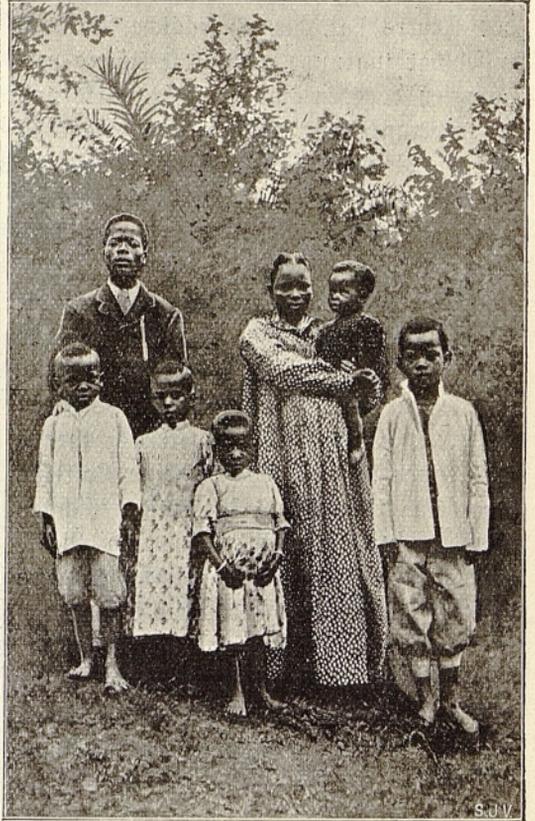
Neger habe ich nur selten angetroffen, wohl aber viele, die vollkommen erblindet waren. Dies rührt von den Pocken her, die unter den Negern unerhörte Verheerungen anrichten. Eine besondere Pflege wenden die Neger dem Auge nicht zu, doch helfen sie einander mit großer Geschicklichkeit, etwaigen Staub aus den Augen zu entfernen. Sie halten dabei das Auge mit den Fingern offen und blasen dann den Staub heraus. — Wie bei den meisten Naturvölkern, so ist auch bei den Negern das Gehör sehr fein, und Taubheit ist unter ihnen ziemlich selten. Da ich gerade von den Ohren spreche, will ich die Ohrringe und andere Schmuckgegenstände kurz berühren. Die Sitte, Ohrringe, Arm- und Fußspangen, Halsbänder usw. zu tragen, ist bei den Negern allgemein, doch finden sich bei den einzelnen Völkern bedeutende Unterschiede. So tragen die Wagogo-Neger (Bewohner von Ugogo) gewaltige und dazu häßliche Ohrgehänge, welche, in die Ohrläppchen eingezwängt, den ganzen Kopf entstellen und die Ohren bis auf die Schultern herabziehen. Andere hängen sich kleine Krüge oder Zaubergegenstände an die Ohren, wodurch die Bewegung des Kopfes erschwert und das ganze Aussehen entstellt wird. Das tun unsere Banyamwezi nicht; ihr natürliches Schönheitsgefühl verbietet ihnen derartige Entstellungen, und sie selbst machen sich lustig über die unter ihnen wohnenden Wagogo. Dagegen sind kleine, mehr oder weniger dem europäischen Geschmack entsprechende Schmuckgegenstände aus Holz oder Elfenbein auch bei den Banyamwezi beliebte Ohrgehänge. An Armen und Beinen tragen sie nicht selten schwere Ringe, und manchmal wunderte ich mich, wie sie mit einer solchen Last beschwert, doch so leicht und anmutig alle Bewegungen aus-

zuführen wußten. Im Gebrauch von derartigen Schmuckgegenständen zeichnen sich die Zauberer vor allen anderen aus; sah ich deren doch, die 10 bis 15 Zentimeter breite elfenbeinerne Arm- und Fußspangen trugen.

Die Körpergröße der Wanyamwezi ist durchschnittlich mäßig. Man trifft unter ihnen zwar auch Männer von außerordentlicher Höhe und kräftigem Wuchs, allein anderseits sind auch kleine Leute nicht selten. Ich erwähne dies, weil manche andere Völkerstämme unter den Negern sich gerade durch ihren riesigen Körperbau vor allen anderen auszeichnen, so daß der Europäer vor ihnen nur wie ein Zwerg erscheint. Dies ist, wie gesagt, bei den Wanyamwezi nicht der Fall; mäßige Körpergröße, aber gewaltige Muskelkraft ist ihnen eigen.

Das Alter ist bei ihnen durchschnittlich das gleiche wie bei den Europäern. Zwar sterben viele Kinder unter den Negern in ganz zartem Alter, allein das ist begründet in der mangelhaften Pflege, die ihnen zuteil wird. Würde der Neger von Jugend auf so zärtlich und liebevoll behandelt wie die Kinder in Europa, so würden auch mehr Kinder das reifere Alter erreichen. Allein das Negerkind ist schon von frühester Jugend an allen Arten von Leiden und Entbehrungen ausgesetzt, von denen der Europäer keine Ahnung hat. Was Wunder, daß da manches Kind einer frühen Krankheit zum Opfer fällt. Anderseits finden sich aber auch Neger, die sicherlich über hundert Jahre alt sind. So kannte ich eine Negerin, die ich mindestens auf 110 Jahre schätzen mußte. Ihr Sohn war einer der ehrwürdigsten Greise des Landes und mochte 90 Jahre zählen. Sie selbst aber nannte mir Namen von Königen des Landes und erzählte mir Greig-

nisse, von denen sonst niemand im Lande mehr etwas wußte. Keiner erinnerte sich, sie jung gesehen zu haben, sie aber wußte



Eine katholische Negerfamilie in Belgisch-Kongo.

von den Jugendjahren und den Voreltern aller im Lande zu erzählen. Der liebe Gott schien dieser Alten nur deshalb ein so langes Leben geschenkt zu haben, um ihr schließlich noch das Glück der heiligen Laufe zuteil werden zu lassen. Denn wenige Stunden vor ihrem Tode konnte ich sie durch das Bad der Wiedergeburt in den Schoß der heiligen Kirche aufnehmen. Solch alte Leute, die, wenn auch nicht über 100, so doch beinahe 100 Jahre hatten,

habe ich mehrere gekannt. Wenn man nach dem Grunde forscht, weshalb der Neger manchmal ein so hohes Alter erreicht, so glaube ich, daß dies seine Begründung einestheils in der rauhen Jugenderziehung des Negers hat, die schwächliche Naturen unfehlbar zugrunde richtet, die kräftig veranlagten dagegen immer mehr stärkt und gegen Krankheiten abhärtet; andererseits ist auch die Keulichkeit des Negers ein Grund für sein hohes Alter. Man hört zwar manchmal unter Europäern von der Unreinlichkeit des Negers wie von etwas Selbstverständlichem sprechen, allein die Wirklichkeit entspricht dem bei weitem nicht. Die oberflächlichste Beobachtung könnte da den Reisenden eines Besseren belehren. Sobald der Neger des Abends ins Lager kommt, legt er seine Last ab, und sein erster Gang ist zum nächsten Wasser, um sich Gesicht, Arme und Beine zu waschen. Gegen Abend nimmt er dann ein vollständiges Bad. Und das tut der Neger nicht nur auf Reisen, sondern auch, wenn er zu Hause ist. Überhaupt ist er viel zu eitel, um an sich Unreinlichkeit zu dulden. Wer einmal gesehen hat, wie sorgfältig und häufig er sich wäscht, wie fleißig er seine Kinder reinigt und wie stolz er dann in blendend weißem Stoffe einherstreitet, der wird an das Märchen von der Unreinlichkeit des Negers nicht mehr glauben können.

Mag wohl auch nicht alles an der äußeren Erscheinung des Negers dem Geschmack eines Europäers entsprechen, jedenfalls tut man der schwarzen Rasse un-

recht, wenn man sie einfachhin als häßlich und ihre Angehörigen als unraubere, abstoßende Menschen bezeichnet. Man darf eben in der Beurteilung der afrikanischen Stämme sich nicht von den in Europa so häufigen Karikaturen des Negers leiten lassen; man muß ihn selbst in seiner Heimat gesehen haben, und dann wird man diesbezüglich bald ein richtigeres Urteil gewinnen. Gewiß gibt es unter den Negern häßliche Erscheinungen in Menge, doch finden sich aber auch ganze Stämme, die sich durch schönen, ebenmäßigen Körperbau und durch feine Gesichtszüge auszeichnen, und auch unter den Wanhambezi gibt es Leute genug, deren hübsche, ja edel geformte Züge nur durch ihre schwarze Farbe den Afrikaner verraten. „Freilich wird der Europäer,“ wie Falkenstein richtig bemerkt, „in Europa selbst stets an der eingesunkenen Nase, den vorstehenden Backenknochen und den vollen, aufgeworfenen, doch selten wulstigen Lippen Anstoß nehmen; befindet er sich aber längere Zeit mitten unter ihnen, so bewirken die für die Umgebung vorteilhaft dunkle Schattierung der Haut und die anmutige Leichtigkeit der durch kein Übermaß der Kleidung begrenzten Bewegung, die elastische Frische der Jugend, die natürliche Naivität des reiferen Alters, daß er der Rasse als solcher Gerechtigkeit widerfahren läßt. Es liegt in ihrem Wesen, ihrem Charakter, ihrer Umgangsweise etwas Unwüchsiges, Natürliches, das uns notwendig mit ihr befreundet.“

## Barua.

Im Leben des Schwarzen bildet der Barua oder „Brief“ eine wichtige Rolle. Wenn ich das Wort mit Brief übersetze,

so habe ich damit dessen Bedeutung nicht ganz erschöpft. Wir Europäer nennen Brief nur eine Mitteilung, die wir einer

Person schriftlich zukommen lassen, und zwar muß diese Mitteilung verschlossen sein. Selbst da gibt es noch Einschränkungen. Eine Rechnung nennen wir keinen Brief, Akten und amtliche Schriftstücke bezeichnen wir ebenfalls nicht mit dem Worte Brief, und eine Postkarte ist auch kein Brief. Nicht so macht es der hiesige Neger. Bei ihm ist alles Geschriebene eine Barua, ja noch mehr, es ist ihm alles Barua, was von der Post kommt, wenn es auch schließlich nur Drucksachen sind. Jeder kleine Zettel und Fetzen, der beschrieben ist, wird ebenfalls mit Barua bezeichnet. Damit will ich aber keineswegs sagen, daß nicht besser unterrichtete Neger zwischen einer „Seitung“ (Zeitung), einer habari ya sim (Telegramm), einer hisabu (Rechnung), einem cheti (Bescheinigung) usw. und einem gewöhnlichen Briefe unterscheiden können. Beim Wolke aber gibt es diese Unterschiede nicht oder nur in verschwommener Weise.

Das aber weiß jeder Neger, daß man mittels einer Barua einem anderen etwas mitteilen und etwas auftragen kann, daß also einem Barua eine gewisse Kraft innewohnt. Der Barua ist ihm ein Schlüssel und Zauberstab zum Herzen eines anderen. Es ist darum erklärlich, daß unsere Neger zur Befräftigung irgendeines Auftrages sich einen Barua erbitten.

„Kann denn der lesen?“ fragte ich schon oft. — „Nein!“ — „Was tust du dann mit dem Barua?“ — „Ja, wenn er ihn sieht, dann fürchtet er sich und tut, was ich sage.“

Ganz natürlich muß ich, damit kein Mißbrauch getrieben wird, den Barua in einem solchen Falle verweigern. Oft aber weiß ich, daß in dem betreffenden Dorfe oder nahe dabei ein des Lesens kundiger Christ wohnt, dann kann ich ruhig einen

Barua schreiben. Es fiel mir schon oft dabei auf, daß der Neger offene Briefe als minderwertig ansieht. „Andikia tena bahasha,“ — „Beschreibe auch ein Kuvert“ — jagen sie da. Drücke ich dann noch den Stempel mit dem Kreuze darauf, dann ist Freude und Staunen. Freude, weil jetzt noch ein Zeichen auf dem Briefe ist, und Staunen, weil dieses Zeichen so schnell und schön gemacht werden kann.

Daß ein mit einem amtlichen Stempel versehenes Schreiben auch bei Europäern Ansehen genießt, ist auch den meisten Negern bekannt, und sie kennen ganz gut den „chapa cha ndege“, den Stempel des Bogels oder den Reichsadler, der hier überall den amtlichen Stempel schmückt.

Eines Tages erlebte ich folgende Geschichte: Als ich abends heimkomme, liegt ein halber Bogen Papier auf meinem Tisch, der Rest irgendeiner amtlichen Mitteilung an einen Europäer. Der obere Teil ist abgeschnitten, der untere Teil, der Schluß, mit dem amtlichen Stempel versehen. Ich besehe das Papier und denke, „das hat irgendein Knabe gefunden und aus Achtung vor dem Stempel mir auf den Tisch gelegt“. Damit lege ich den wertlosen Fetzen an seinen richtigen Ort unter dem Tisch in den Papierkorb. Einige Wochen später kommt einer meiner Leute zu mir und fragt mich, ob ich seinen Barua erhalten habe. „Ich weiß nichts davon. Wem hast du den Barua gegeben?“ — „Dem Umballa.“ — „Rufe ihn.“

Er kommt. „Hat dir dieser einen Barua gegeben?“ — „Ja.“ — „Wo hast du ihn hingetan?“ — „Ich gab ihn dem Bruder.“ — „Gut, rufe den Bruder.“ Nun stellt es sich heraus, daß der betreffende Barua nichts anderes war als jener gestempelte halbe Bogen, den ich in den Papierkorb geworfen hatte. Der Bruder hatte verges-

jen, mir die Sache mitzuteilen. Zum Unglück war unterdessen der Papierkorb entleert worden und der Bogen verschwunden. Das war mir nicht lieb, denn dieser halbe Bogen hatte einen Schuldschein über einige Kupies darstellen sollen. Statt eines richtigen Schuldscheines hatte der Schuldner seinem Gläubiger nur den gestempelten Bogen gegeben und später entstand wegen der Zurückzahlung Streit und zur Prüfung hatte man mir den angeblichen Schuldschein geschickt. Die beiden haben sich schließlich dann doch geeinigt. Aber man sieht: der Barua spielt eine bedeutende Rolle.

An den Militärstationen und beim Bezirksamtman, der den wichtigen Namen bwana shauri, „Mann der Beratung“, trägt, sind schwarze Polizeioldaten angestellt. Diese, obwohl gut unterrichtet in ihrem Dienste, haben doch auch Respekt vor jedem Barua. Das wissen die Schwarzen. Steht darum ein Neger zu einem Europäer in einem Dienstverhältnis oder, wie bei der Mission, im Verhältnis eines Kindes zu seinem Vater, so sucht er, wenn er etwas mit dem bwana shauri zu verhandeln hat, einen Barua zu erlangen, damit der Askari (Soldat) ihn eher vorlasse. Mancher Schlingel meint schließlich auch, des Europäers Brief könne die Entscheidung am Bezirksamt beeinflussen. Diese Ansicht suche ich gründlich auszurotten. Der Neger ist zufrieden, wenn er nur eine Bescheinigung hat, daß er soundso heiße und da und dort wohne und diese und jene Angelegenheit verhandeln wolle. Hat aber einer gestohlen oder sonst sich ein Vergehen zuschulden kommen lassen und man bringt den Übeltäter zu mir und ich sage, was bei Rückfälligen stets geschieht: „Mpelekeni shaurini,“ „Bringt ihn zur Verhandlung“, und ich setze mich dann hin

und schreibe das notwendige Begleitschreiben, so ist ein solcher Brief gesüßet; denn die Liebe — meist fünfzehn —, die der Taugenichts empfängt, brennen schon im voraus, und gerade das ist oft die beste Medizin, die der Barua vermittelt.

Viel lieber als solche Uriaßbriefe trägt aber der Negerklave einen Brief zum bwana shauri oder zur bomani (zur Festung), der ihm die Freiheit bringen soll.\* Bei dieser Gelegenheit möchte ich die in Europa vielverbreitete falsche Meinung berichtigen, daß es hier dem Sklaven so schlimm ergehe. Unter der deutschen Regierung ist ein großer Umschwung zum Besseren eingetreten. Der frühere Sklavenraub im großen Stile mit Mord und Brand hat gänzlich aufgehört und es liegt im eigenen Interesse des Herrn, seinen Sklaven nicht durch harte Behandlung zur Arbeit untauglich zu machen. Ausnahmen gibt es ja. In solchen Fällen verliert aber der Herr sofort seinen Sklaven, indem die Behörde ihm einen Freibrief ausstellt. Andererseits weiß ich jedoch auch einen Fall, daß ein Sklave die ihm winkende Freiheit sogar verschmähte. Der Loskauf von Sklaven ist viel seltener als sonst und wird wohl bald ganz aufhören. Denn die Aufhebung der Sklaverei ist nur noch eine Frage der Zeit. Manche meinen, es sei noch zu früh, manche meinen, man brauche so viele Rücksichten gegen unsere arabischen Sklavenhalter nicht walten zu lassen, daß man mit der Aufhebung noch zögere.

Wegen des Ansehens, das ein Barua genießt, ist dem Eingeborenen, der nicht

\* Ein kleiner Brief, Zettel, heißt mit Vorschlag der Verkleinerungsilbe kibarua. Da nun die Tagelöhner früher sehr häufig einen Zettel (kibarua) erhielten, auf Grund dessen ihnen der Lohn ausbezahlt wurde, so ging der Name des Zettels auch auf den Arbeiter über, so daß man heutzutage das Wort kibarua fast nur mehr in der Bedeutung Tagelöhner gebraucht.

selbst schreiben kann, jeder ihm übergebene beschriebene Fetzen etwas Außergewöhnliches, das er mit großer Sorgfalt aufbewahrt. Da nun Hosen und Rock zwar nicht unbekannte, aber ungebräuchliche Kleidungsstücke für den Neger sind, so wickelt er Briefe in sein Lendentuch. Dieses am Leib zu befestigen, haben alle Schwarzen große Geschicklichkeit. Sie hüllen den Leib ein und drehen dann die Enden oben so zusammen, daß ein kleiner Wulst entsteht. Dieser Wulst hält das Tuch zusammen und ersetzt zugleich die fehlende Tasche. Da wird alles mögliche mit hineingewickelt, auch ein Barua oder Brief. Er ist dann ganz klein gefaltet. — Größeres Format tragen sie in der Hand, wenn der Weg nicht weit ist, oder sie stecken den Brief an einen oben gespalteten Stock und klemmen ihn ein. Andere tragen ihn unter der Mütze, manchmal so, daß sie ihn bei den

Schläfen hineinstecken und der Brief neben den Ohren sichtbar ist. Wieder andere tragen Briefe in einen eigenen Stoffstreifen eingehüllt wie eine lederne Geldkapsel sorgfältig um den Leib gewickelt. Europäer verpacken ihre Briefe meist selbst in wasserdichten Stoff, und dieses kleine Paketchen umschnürt der Neger dann noch und hängt es um wie eine Tasche. Einmal sah ich, wie eine alte Frau, eine ehemalige Sklavin, ihren Freibrief, ganz klein gefaltet, sauber in Leder eingenäht hatte. Diesen Barua trug sie wie ein Amulett an einer Schnur um den Hals.

Im Hause werden Briefe sehr gut bewahrt, entweder in Lontöpfen oder Holzkisten, immer aber in ein anderes Papier oder in ein Tuch eingeschlagen. Frisch erhaltene Briefe stecken die Zumben oder Ortsvorsteher gerne unter die Stangen, auf denen das Grassdach ruht. X.

## Wie heiraten die Tibetaner?

Von P. Ignatius Bethan S. D. S.

Unser Nachbarland Tibet, welches gegenwärtig auf einem nicht freundlichen Fuße mit der englischen Regierung in Indien steht, unterscheidet sich sehr von unseren affamesischen Sitten und Gebräuchen. Für diesmal soll nur kurz über zwei Arten die Rede sein, wie eine Hochzeit zustande kommt. Die Notizen habe ich aus einem von einem indischen Tibetreisenden veröffentlichten Buche entnommen, welches kürzlich erschien, und ich gebe hiemit nur die getreue Übersetzung.

Die Hochzeits-Zeremonien des tibetanschen Volkes sind sehr sonderbar und interessant; manche befragen und beratschlagen sich mit Sterndeutern. Wenn ein junger Mann ein Mädchen zu heiraten sich ent-

schlossen hat, dann treffen sich beide auf Verabredung, ohne ihre Eltern davon in Kenntnis zu setzen, an einem bestimmten Orte, gewöhnlich auf dem Marktplatz, vorausgesetzt, daß derselbe sich in der Nähe befindet. Gewöhnlich ist das Mädchen von Freundinnen begleitet. Der zukünftige Ghemann muß dann singen. Die Gesänge müssen so gedichtet sein, daß er durch dieselben seiner Zukünftigen recht schmeichelt und ihre Person sehr lobt. Wenn er während des Gesanges von seiner Braut, deren Hand er begehrt, geschlagen wird, dann macht er sich mit tiefer Beschämung aus dem Staube, ein Zeichen, daß er von ihr einen Korb bekommen hat. Geht seine Gesangskunst soweit, daß das Herz seiner

Muserkorenen dadurch gefesselt wird, dann nimmt er sie bei der Hand und führt sie nach Hause.

Eine andere Art, eine getreue Lebensgefährtin zu gewinnen (und diese scheint gewöhnlich stattzufinden), besteht darin, daß der Heiratslustige seiner Muserkorenen im Hause ihrer Eltern einen Besuch abstattet, zu welchem die Erlaubnis erteilt wird, vorausgesetzt, daß die nächsten Verwandten, welche im Hause der Braut wohnen, von dem Brautwerber ein totes Schweinchen (Phudang genannt) als Geschenk erhalten. Wenn endlich die Hochzeitsfeierlichkeit stattfinden soll, dann muß der zukünftige Ehemann, wenn er hinreichend bemittelt ist, noch extra einen Büffel und ein Schwein stellen, welche als Geschenk den Eltern seiner Braut dargebracht werden; zudem wird eine einheimische Silbermünze an der Stirne des Viehes befestigt. Freunde und Verwandte versammeln sich auf einem geräumigen Hofraum; ein jeder bringt ein Geschenk mit, bestehend aus Reis und einer Flasche Reisbranntwein (Murwa genannt). Der Bräutigam schlägt begeistert seine Trommel, Tam-Tam, bei welcher Musik seine Braut mit ihren Hochzeitsgästen längere Zeit hindurch tanzen muß. Wenn dieses geschehen ist, werden bestimmte Zeremonien von einem Phedangha-Priester vorgenommen; derselbe beginnt mit folgenden Worten: „Gemäß den uns seit ältesten Zeiten eingehändigten Abergelieferungen und der Praxis unserer alten Väter verknüpfen wir Sohn und Tochter zum ehelichen Leben.“ Diese Formel wird von dem Priester wiederholt und darnach legt der Bräutigam seine flache Hand auf den Kopf seiner Frau. Zugleich hält er in der anderen Hand einen Hahn, seine junge Frau eine Henne, welche das junge Ehepaar dem

Priester einhändig. Wenn die angegebene Formel zum drittenmal vorgenommen ist, werden die Hälse der Hühner abgeschritten und dann das Blut sorgfältig in einem breiten Baumblatt gesammelt, um darnach das glückliche Omen herauszuphilosophieren. Nun werden die Hühner als Hochzeitsgabe unter das Volk geworfen. In einem zweiten Blatt befindet sich eine Scharlachfarbe, in welche der Ehemann seinen Mittelfinger eintaucht, mit welcher er die Stirne des Priesters bemalt und dann die Nasenspitze seiner Frau mit den Worten: „Von jetzt an, Mädchen, bist du meine Frau“, und er wiederholt öfter mit steigendem Geheul diese Worte und bestreicht dann mit dieser lieblichen Farbe das ganze Gesicht seiner Frau. Am folgenden Tage ruft der Priester alle guten Geister an und sagt zu den Vermählten: „Von jetzt an sollt ihr beide leben als Mann und Frau, solange ihr auf Erden lebet!“ Wenn nicht ausdrücklich von dem Priester betont wird, daß sie lebenslang zusammen sein sollen, dann wird eine solche Ehe als unglücklich prophezeit und wohl oder übel müssen, natürlich zum materiellen Vorteil des Priesters, neue Zeremonien vorgenommen werden. Am Hochzeitsfeste spielt der Schnaps eine Hauptrolle, welcher einem jeden Gaste verabreicht wird, ebenso Schweinefleisch; endlich wird ein Teller mit gekochtem Reis den verheirateten Hochzeitsgästen zugebracht. Ist der Hochzeitschmaus vorüber, dann kehrt die Braut (oder besser gesagt die junge Frau) in das Haus ihrer Eltern zurück und nach zwei oder drei Tagen kommt der Ehemann in das Haus seiner Frau, um mit ihren Eltern Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Es ist Regel, daß er drei Gegenstände mitbringen muß: 1. eine Flasche Schnaps, 2. ein kleines Schwein und 3. eine Sil-

bermünze, als Geschenke für die Schwiegereltern. Wenn er gerade im Begriffe ist, ihnen die Geschenke darzureichen, geraten die lieben Schwiegereltern gezwungenerweise in heftige Leidenschaft und drohen, ihn zu schlagen, jedoch bittet er sie, solches nicht zu tun, und versucht, sie mit einem zweiten Geldstück zu beruhigen. (Es sei bemerkt, daß die Schwiegereltern nur zum Schein sich aufregen, als wenn sie von der Hochzeitsgeschichte keine Idee gehabt und darum auch ihre Einwilligung nicht gegeben hätten.) Nachdem sie das Geldstück angenommen, fragen sie den gutmütigen Chemann mit erzürntem Herzen: „Warum hast du uns unsere Tochter gestohlen?“ Noch mehrere andere unliebame Fragen stellen sie an ihn.

Hat sich der Argger der Schwiegereltern ziemlich gelegt, dann bezahlt der Schwie-

gerjohn den Preis- und den Wert seiner Frau gemäß seinem Wohlstande mit 15 bis 160 Mark; zudem ist auf jeden Fall das Geschenk eines Schweinchens eine unabänderliche Bedingung und Kaution; außerdem muß er auch an die Ältesten des Dorfes sich erinnern und ihnen eine Geldmünze von ungefähr 20 Mark vermachen. Diese Summe wird betrachtet als Sühne, weil er seinen Schwiegereltern ihre Tochter geraubt hat.

Um dem löblichen „Stern der Neger“ nicht zu viel Raum auf einmal abzugewinnen, behalte ich mir vor, weitere Hochzeitszeremonien in Tibet, namentlich unter den reichen und angesehenen Tibetanern, wie sie gegenwärtig noch streng beobachtet werden, durch einen weiteren Beitrag bei einer anderen Gelegenheit den verehrten Lesern und Leserinnen zur Kenntnis zu bringen.

## Juonie, das alte Kuchlein.

Er war weder weiß, noch schwarz, gehörte weder der gelben Rasse an, noch konnte man ihn den Rothhäuten zugesellen.

Er war auch kein Europäer und kein Mulatte; ebensowenig konnte man sich über sein Alter klar werden. Etwas gebeugt schritt er einher; tiefe Runzeln durchfurchten sein braunes Gesicht. Man sah es seinen sonnenverbrannten, aber zart geformten Händen an, daß er viel und schwer hatte arbeiten müssen. Er war so etwas wie „Strandgut“.

Eines Tages fanden wir den Mann auf einem Lager des Saales Nr. 1 recht elend, von heftigem Fieber befallen, mit schwerem, feuchendem Atem. Es war im Monat März 1908, den man auf Ceylon den Wonnemonat nennen dürfte. Die mächtigen Schlingpflanzen, welche in leichten

Spiralen Palme mit Palme verbinden, prangten im Schmucke ihrer farbenfrischen Blüten, und die zarten, neuen Keime und Blätter an Baum und Gebüsch erinnerten in etwas an den so freudig begrüßten Frühling in der europäischen Heimat mit seinem unsagbaren Reiz.

Juonie, so nannte sich der oben bezeichnete Mann, sah mich mit einem so klaren Blicke an, wie er sonst nur den reinen, unberührten Kindern eigen ist, und antwortete zu meinem Erstaunen auf die an ihn gerichtete Frage auf Französisch:

„Mir geht es schlecht, große Mutter, sehr schlecht. Das Fieber hat mich überwältigt. Aber ich übergebe mich ganz in Ihre Hände. Von nun an soll Ihr Wollen über mir walten.“

Ich wollte etwas mehr von seinem Leben wissen, um in der Lage zu sein, ihm

wirklich Gutes zu tun, auch für seine Seele, und fragte weiter:

„Wo haben Sie denn Französisch gelernt?“

„In Mahé,“ sagte er stolz. „Es ist dort ein großes Kollegium, wo ich meine Jahre verbrachte, als ich Kind und Jüngling war.“

„Ah so! Nun, seien Sie jetzt nur ganz ruhig. Hier im Spital wird man sein Möglichstes tun, um Sie gut zu pflegen, und wir wollen auch für Sie beten. Wie alt sind Sie?“

„Bei siebenzig Jahre!“

„Wollen Sie mir auch sagen, welcher Religion Sie angehören?“

„Große Mutter! Ich habe stets die Jugend geliebt. Ich weiß, daß das höchste Wesen alles vermag. Was der große Gott beschließt, ist gut!“

Mehr und Genaueres über seine religiösen Ansichten konnten wir nicht aus ihm herausbringen, auch nicht an den folgenden Tagen.

Es hatte sich herausgestellt, daß Juonie eine Lungenentzündung hatte, die gerade für Greise meist so gefährlich ist. Er war dem Ersticken nahe; er sprach im Fieberwahn bald Englisch oder Französisch, bald Tamulisch in einem unaussprechlichen Durcheinander; denn er besaß genannte Sprachen auf seine Weise. Wir standen große Angst aus um den armen Alten wegen der Heftigkeit des Übels. Wir wußten ja nicht einmal, ob er getauft sei oder nicht. . . . Reichten wir ihm das Kreuz, so küßte er es; öfter auch machte er mit zitternder Hand das Kreuzzeichen. Endlich war die Krisis überstanden. Juonie hatte wieder sein klares Bewußtsein und er sagte zu uns:

„Ich kenne die katholische Religion sehr gut; aber ich bin noch nicht getauft. Meine

Eltern waren Anhänger der Hindureligion.“ Mit ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit hörte er dem zu, was wir zur Vervollständigung seines Unterrichtes ihm sagten, und bat um die Laufe.

Doch bald schwand die unmittelbare Gefahr; nach vierzehn weiteren Tagen schien es, als sollte Juonie noch gesund werden. Immerhin war sein Zustand noch bedauerndswert. Der Alte hatte Wunden an den Beinen, die ihm das Gehen unmöglich machten. Man brachte ihn in einen nahegelegenen Saal, wo meist jene Kranken hinkommen, die des Chirurgen bedürfen. Dort waren nur vier Betten. Durch die hohen Fenster drang Licht und Luft in Fülle; ein nahestehender Baum mit goldigen Blüten sandte seinen Duft, der dem Weihrauchdufte ähnelt, in den Saal. Ein frohes Lächeln lag auf dem runzeligen Pergamentgesichte, als wir zu Juonie kamen.

„Guten Tag, große Mutter!“ sagte er. „Ich bin sehr zufrieden. Die große Schwester ist sehr gütig gegen mich. Aber, kann ich die Erlaubnis haben, einen Wunsch meiner Seele kundzugeben?“

„Ganz gewiß!“

„Ich möchte ein Buch der heiligen Evangelien und auch drei appam (indischer Kuchen, der gewöhnlich heiß gegessen wird). Hören Sie wohl, große Mutter: einen um 7 Uhr früh, den anderen um Mittag, den dritten abends. Das ist sehr heilsam für mich.“

Selbstverständlich wurde ihm beides — Nahrung für die Seele und Nahrung für den Leib — sofort gebracht, auch Augengläser, denn Juonie drückte — mit meiner Erlaubnis natürlich — den Wunsch aus, man möge ihm Augengläser geben, damit er besser lesen könne.

Auch an den Arzt stellte der Alte manchmal eine Bitte.

Eines Tages sagte er: „Herr Doktor, ich möchte so gerne Rüchlein essen. Möge Ihre Güte es mir gewähren!“

Er wollte sagen „ein Hühnchen“; aber für seine Bildungsstufe schien ihm das Wort zu wenig fein. Von da an nannte man ihn allgemein „das Rüchlein“ oder das „alte Rüchlein“!

Er spielte ja auch die Rolle eines Rüchleins, das sorglos in den Tag hinein lebte unter den Flügeln einer guten Mutter; die göttliche Vorsehung hatte den verlassenen Greis in ihre treue Hut genommen. Freunde und Verwandte kümmerten sich nicht um ihn. Ein junger Tamule, sein Vetter oder Nefte, war zu Beginn der Krankheit wohl einigemal gekommen; später ließ er sich nicht mehr sehen, weil er wahrscheinlich fürchtete, daß er für den Alten sorgen müßte, im Falle dieser wieder einigermaßen hergestellt würde.

Der Stil Juonies war nicht minder malerisch als seine Redeweise. Einmal schickte er mir einen Zettel, auf den er mit Bleistift folgende naive Adresse geschrieben hatte:

An die große Mutter  
Zimmer Nr. 1

Erste Straße im Spital.

Der Inhalt lautete:

Große Mutter!

Ich bin sehr glücklich. Die appam um 7 Uhr, am Mittag und Abend genügen mir. Mit Ehrfurcht möchte ich Sie um die Erlaubnis bitten, einen Wunsch auszu-  
drücken, canzy (Reiswasser) und auch spanischen Pfeffer zu bekommen. Es ist dies für mich etwas Gutes.

Ihr ergebenes Kind Juonie.

Ich fragte ihn oft: „Beten Sie auch oft zum lieben Gott?“

„D ja!“ antwortete er. „Ich liebe unseren Herrn Jesus Christus. Er ist unend-

lich groß und jeden Tag erhebt sich mein Gebet zu ihm!“ Er hatte auch noch seine Zukunftsträume. Je mehr seine schlichte, gerade Seele sich der Gnade öffnete, desto mehr stieg seine Dankbarkeit gegen die Schwestern. Er wollte für immer bei ihnen bleiben.

„Große Mutter,“ vertraute er mir eines Tages an, „meine Absicht ist es, Pförtner in Ihrem Kloster zu sein. In Nähe habe ich meine Frau und Kinder und einen kleinen Garten, der 5 Franken wert ist. Wenn es Ihnen gefällt, große Mutter, daß ich Ihr Pförtner werde, so lasse ich meine Familie kommen.“

Um den guten Alten nicht zu betrüben, lenkte ich seine Gedanken auf ein Greisen-  
asyl in herrlicher Lage und guter Luft bei einem See, wo die Greise von den „kleinen Schwestern der Armen“ mit hingebender Liebe gepflegt werden. Ich versprach, ihm, wenn er wieder hergestellt würde, dort die Aufnahme zu erwirken.

Dieser Vorschlag gefiel ihm sehr. Des öfteren fragte er nun: „Große Mutter, wann bringen Sie mich an den schönen Ort, wo so viele große Mütter und der schöne Garten sind?“

Gott wollte ihm ein besseres Plätzchen geben. Juonie wurde zusehends schwächer. Seine Wunden verbreiteten einen üblen Geruch, so daß der Arzt fürchtete, es möge den erst operierten Gefährten Schaden bringen, und er ließ ihn in einem entlegenen Saale des Spitals unterbringen, wo alle an schlimmen, unheilbaren Wunden Leidenden vereinigt sind.

Ich fürchtete, die Änderung möchte dem gefühlvollen Manne weh tun, fand ihn aber zufrieden und lächelnd wie immer an seinem neuen Aufenthaltsorte.

„Sind Sie zufrieden, Juonie? Brauchen Sie etwas?“ fragte ich.

Er antwortete: „Nein, große Mutter. Ich habe auch in diesem Saale eine sehr gute, große Schwester, die mich pflegt.“

Bald verlangte Juonie keine appam mehr, auch kein Röchlein. Sogar das Buch und die Augengläser gab er zurück. Er hatte keine Kraft mehr zum Lejen und sah den Tod herankommen. Gerne sprach er von der Taufe und von den einzelnen Glaubenswahrheiten klar und bestimmt und mit innigem Ausdrucke.

„Juonie,“ jagte eines Tages der Hausgeistliche, welcher die Vorbereitung zur Taufe genügend fand, „willst du heute abends getauft werden?“

„Ich will getauft werden, Vater, aber heute noch nicht,“ antwortete der Alte mit seinem gewöhnlichen, freimütigen Lächeln.

„Warum nicht heute?“

„Weil ich Montag getauft werden will!“

„Und wenn du vorher sterben solltest?“

„O, dann möge man mich taufen; aber wenn es nicht soweit kommt, dann will ich das heilige Sakrament Montags empfangen.“

Und Juonie legte dabei solchen Nachdruck auf sein „Ich will“, daß man ihm nicht weiter zuredete.

Wir vermuteten, daß der gute Alte die Taufe bis Montag verschob, weil er seine Einladungen hiezu machen wollte. Denn jede Schwester, die vorüberging, bat er, zu seiner Taufe zu kommen.

Zu mir sagte er: „Große Mutter, ich wünsche, daß die große Schwester, welche mich im kleinen Saale pflegte, auch bei meiner Taufe gegenwärtig sei.“

Der Montag, 25. Mai, brach an. Juonie erhielt die Taufe und die schönen Namen: Maria, Josef, Michael.

Die Mutter Provinzialin brachte ihm ein Kreuzchen, das sie ihm um den Hals hängte, und ein schönes Bild des hl. Josef.

Auch ein Säckchen Zuckergebäck gab sie ihm. Der Greis strahlte förmlich vor Freude.

„Große und gute Mutter,“ flüsterte er; „ich werde für Sie beten. Ich möchte Ihr Antlitz immer vor Augen haben!“

In der darauffolgenden Nacht konnte er vor Schmerz nicht schlafen.

Die Schwester sagte ihm von Zeit zu Zeit ein Stoßgebeten vor, welches er mit Andacht wiederholte. Plötzlich sagte er: „Schwester, ich kann auch ein anderes, schönes Gebet.“

„Wie lautet es?“

„So: Mein Gott, gib mir deine Gnade, um dich zu erkennen, dich zu lieben und dir zu dienen. Amen.“

„Das ist wirklich ein schönes Gebet, Josef. Von wem hast du es gelernt?“

Der Greis dachte nach. „Vom Bruder Angelus,“ erwiderte er. „Meine Mutter hieß Kali. Als ich noch ein Kind war, schickte sie mich ins Kollegium; Bruder Angelus hat mich dieses Gebet gelehrt. Mein ganzes Leben lang habe ich dasselbe jeden Abend verrichtet.“

Einige Wochen noch lebte unser alter Juonie, aber in welchem Zustande! Er glich einem Skelette. Nur die großen, sanften Augen belebten noch das abgezehrte Gesicht.

Eines Abends schien er sehr traurig und bedrückt. Er rief mich mit angstvoller Gebärde zu seinem Lager.

„Große Mutter, etwas in meinem Herzen tut mir weh. Wenn alle die schwarzen Männer, die im Saale sind, sterben, was geschieht mit ihnen?“

Ich habe es gesehen, große Mutter, ich habe es gesehen. . . .

Man wickelt sie in eine Matte und trägt sie hinweg. Der Gedanke tut mir weh, daß man es mit mir auch so machen wird. Aber ich bitte Sie, ordnen Sie alles für

mich nach meinem Tode. Lassen Sie mich in eine Kiste legen, und daß der Missionär mich in geweihte Erde bringe! Große Mutter, verstehen Sie, was ich meine?"

Ich brachte dem Greise mit sanften Worten bei, daß seine von ihrer irdischen Hülle befreite Seele nicht in die Erde komme, sondern in den Himmel und am Ende der Welt auch sein Leib deren Glorie teilen werde. Tags darauf gab ihm auch der Missionär die Versicherung, daß er ihm einen Sarg besorgen und seine Leiche kirchlich einsegnen werde.

Nun war Josef wieder ruhig und heiter. Er hatte auch noch einige Wünsche, wie sie den Kranken eigen sind. Einmal wollte er einen Apfel, tags darauf eine Orange, schließlich eine Kokosnuß. Mit kindlicher Dankbarkeit nahm er die Gabe in Empfang. Übrigens ließ der gute Alte

nie eine Klage vernehmen, so sehr er auch litt. In der Nacht auf den 7. Juni stand ihm der Todesschweiß auf der Stirne. Andächtig wiederholte er die Stoßgebete, die ihm die Schwester vorjagte. Am Pfingstmontag früh um 6 Uhr erlosch das Lebenslichtlein; sanft und kampfslos ging er in die Ewigkeit hinüber.

Sein letzter Wille wurde erfüllt. Sein Grab liegt im katholischen Friedhofe, mit dem Kreuze, dem Zeichen der Erlösung, des Sieges über Hölle und Tod, geschmückt. Zuonie, das alte Röchlein, die schlichte, einfache Seele voll Heiterkeit und Ergebung, bleibt uns eine liebe, tröstliche Erinnerung in unserem vielbewegten Missionsleben.

Annalen d. Franzisk. Mariens 1910;  
Nr. 10.

## Räubersohn und Räuberstochter.

Zwei christlich glücklich Vermählte.

In dem Hochlande Nordafrikas in Kabylien wirken die weißen Väter und auch weiße Schwestern. In einer Missionsstation daselbst, im Stamme der Beni-Uadhia, lebte das Brüderpaar Mohad a Saïd n'Naly und sein älterer Bruder Moh n'Naly. Letzterer war als Haupt sämtlicher Räuber der Umgebung weit und breit bekannt und berüchtigt. Aber auch Mohad a Saïd verstand sein Geschäft; er nahm an den Plünderungszügen seines älteren Bruders regelmäßig teil und stand ihm bei der Ausführung seiner Gaunerstückchen gewissenhaft zur Seite. Eines Tages sagte er zum Missionär, Vater Amat, im Vertrauen: „Wir haben schon alles mögliche gestohlen, aber noch nie Kamele.“ „Warum denn diese Ausnahme?“ fragte er.

„Weil man die Kamele in Kabylien weder zum Reiten noch zum Essen gebraucht.“

Zur Ehre Mohad a Saïds muß bemerkt werden, daß er sich an der Ermordung der Überfallenen nicht beteiligte; diese Aufgabe behielt sich der Ältere vor, und sie wurde von diesem meisterhaft gelöst. Mohad fiel die Rolle zu, die geraubten Tiere in Sicherheit zu bringen, sie durch einsame Schluchten, abseits von den belebten Verkehrsstraßen, zu führen und sich mit geeigneten Helfershelfern und Fehlern in anderen Stämmen zu verständigen. Dieses Amt Mohads erforderte Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit. Er war imstande, aus den Leuten, denen er begegnete, gleich von weitem die geschädigten Eigentümer herauszukennen, wußte auf die verhänglich-

sten Fragen Antwort zu geben, ohne sich zu verraten, und war stets, je nach Umständen, zum Kampfe bereit oder geschickt genug, um sich den Verfolgern zu entwinden.

Mohad a Saïd wußte sich denn auch immer mit großem Geschick aus der Klemme zu ziehen.

Das alles wurde aber plötzlich anders, als der ältere Teilhaber aus dem „Geschäft“ ausschied. Moh n'Naly starb, und nun hüßte Mohad allen Wagemut ein. Von dieser Stunde an weigerte er sich beharrlich, an größeren Expeditionen teilzunehmen, und sann auf Mittel, sich auf eine andere Weise „ähnlich“ durch das Leben zu schlagen. Schließlich besann er sich, als Kasardspieler und falscher Zeuge sein Brot zu verdienen. Es währte aber gar nicht lange, so hatte ihn das Spielen vollkommen ruiniert, so daß er faktisch nichts mehr zu beißen und zu brechen hatte.

Doch bediente sich die göttliche Vorsehung gerade dieses leidenschaftlichen Hanges zum Kartenspiel, um die Seele des früheren Banditen zu retten.

Eines Tages hatte sich Mohad a Saïd wieder seiner Gewohnheit gemäß bis tief in die Nacht hinein umhergetrieben und Karten gespielt, bis er schließlich auch seinen Burnus verloren hatte. Als er endlich heimkehrte, besaß er nichts mehr. Dafür brachte er ein heftiges Stechen in der Lungengegend mit nach Hause. „Der Wind“, wie es dortzulande heißt, „hatte den leichtgekleideten Kabylen nach Verlust seines Burnus getroffen“ und eine schwere Lungenentzündung war die Folge.

Nun mußte Mohad die Wahrheit des Sprichwortes an sich selbst erfahren:

Mi beddor imdanen iaok inu;  
Mi a'elir' had ur eissin.

Wenn ich aufrecht bin, (kommen) die Leute alle zu mir,  
Wenn ich gefallen bin, kennt mich nicht ein einziger.

Zwei Tage lang fand der Arme niemand, der die Missionäre herbeirufen wollte. Sie hörten aber doch von seiner traurigen Lage und eilten an sein Lager. Er war vollkommen vereinsamt und lag in Fieberschauern auf seiner Matte. Nun besuchten ihn die Missionäre täglich morgens und abends, brachten ihm Arznei und geeignete Speisen und kühlende Getränke. Die anfeuchtenden Früchte taten ihm so wohl, sie linderten seinen quälenden Durst und bahnten den Missionären den Weg zu Mohads Herzen. „Ihr guten Marabuts Sidna Missas,“ flüsterte er, „ob lebendig oder tot, ich bin fortan der eurige und verlassse euch nicht mehr!“

„Wir behalten dich gerne bei uns, lieber Freund,“ erhielt er zur Antwort, „aber der unferige kannst du nur unter bestimmten Bedingungen werden.“

„Unter welchen?“ klang es leise zurück. „O bitte, sagt doch, unter welchen?“

„Daß du dich vorher in der christlichen Religion unterrichten läßt und ein ganz anderes Leben führst.“

„Unterrichtet mich!“ drängte er hastig. „Lehrt mich die Religion Sidna Missas kennen!“

Der Unterricht begann. Mohad hatte einen klaren Kopf, und begierig, wie er war, die christliche Lehre kennen zu lernen, wußte er bald die wichtigsten Glaubenswahrheiten.

Trotz aller Pflege verschlimmerte sich der Zustand des Kranken täglich. An einem Abend schien es, als stehe der Kranke, nach dem Ausdruck der Kabylen, „am Fuße des Todes“. Der Missionär machte ihn auf seinen gefährlichen Zustand aufmerk-

jam; ohne Zögern bat er um die „Arznei für die Seele“. Seine Bitte wurde erfüllt, und nun hieß er nach dem Empfang der heiligen Taufe nicht mehr nach Mohammed, dem falschen Propheten, sondern nach dem großen heiligen Wundertäter von Padua.

Des anderen Morgens eilten die Missionäre, um nach dem neugetauften Antonius zu sehen; sie meinten, gewiß weile diese wiedergeborene Seele, trotz des früher geübten Banditengewerbes, schon selig beim guten Schächer Dismas.

Groß war ihr Staunen, Anton lebend zu treffen und von ihm die Worte zu vernehmen: „Deine geistige Medizin, das heilige Taufwasser, hat nicht nur der Seele geholfen, sondern mich auch von einer großen Last befreit. Ich fühle mich so leicht wie ein Vogel und glaube sicher, daß ich gesund werde.“

So geschah es. Anton hatte die Krisis glücklich überstanden, und als man das Erstauenen darüber ausdrückte, sang er in einem selbstgeschmiedeten Gedichte:

„Ich war erfaßt von einer schrecklichen Krankheit, einer Krankheit, die Tausende von Friedhöfen füllt.

Meine Freunde haben mich allein gelassen, ganz allein in meinem kleinen Quabi (Hütte) gleich einem toten Stück Vieh.

Die christlichen Marabuts haben es erfahren und sind herbeigeflogen, schnell wie die Taube.

Sie haben mich gepflegt ohne Amulette; ihre Arznei ist gut, ihre Herzen sind besser, ich bin geheilt!

Möge der Herr — ihm sei die Ehre — sie mit Segen überhäufen, mich aber in ihrer Religion sterben lassen.“

Der Eindruck dieser Begebenheit auf die Kabylen war groß; einige ermahnten ihn, selbst Christ zu werden, denn niemand ahnte, daß er es bereits sei.

Kurze Zeit nach dem geschilderten Ereignisse starb die gute, bejahrte Mutter Antons, bei welcher er jetzt lebte. Sie war eine rechtschaffene Frau, mahnte seit langem ihren Sohn, das Räuberhandwerk aufzugeben, suchte ihn auf ehrenhafte Wege zu bringen und wollte nie von den von ihrem Sohne gestohlenen Lebensmitteln etwas beim gemeinsamen Mahle essen.

Nach dem Hinscheiden der Mutter befand sich Anton in großer Bedrängnis; wer sollte nun zur Quelle gehen und Wasser holen, wer das Korn mahlen, den Kuzkus bereiten, das Haus fegen? Der Ehrenpunkt der Kabylen verbietet dem freien Mann solche erniedrigende Arbeiten. „Die Frau ist,“ heißt es in den Liedern der Kabylen, „die Zierde des Hauses, das Licht und die Wärme des Herdes, die Seele des häuslichen Lebens. Ohne sie ist das reichste Brunnngemach nichts anderes als eine kalte, dunkle Grabkammer, in welcher der Mensch nicht leben kann.“

Wohl mußte in Antons Quabi, der zur „Grabkammer“ gewordenen, wieder eine Wirtschafterin einziehen.

Anton begab sich zu seinen Wohltätern, den Missionären, und bat sie, ihm unter den Zöglingen der „weißen Schwestern“ eine Gattin auszusuchen. Die Väter mußten also Heiratsvermittler machen.

Es befand sich eben bei den Schwestern ein Mädchen, das 25 Jahre alt, groß und stark, dabei sehr ehrlich, brav und häuslich war. Hortensie — auf diesen Namen war sie kürzlich getauft worden — hatte früher Fassadit geheißten; auch sie war einer Banditenfamilie entsprossen, aus dem Stamme der Beni-Madhia. Vor ihrer seit kurzem erfolgten Taufe wurde sie von ihrem eigenen Bruder durch einen Flintenschuß verletzt, den derselbe auf sie abgab, um sie vom Besuche des christlichen Unterrichtes abzu-

halten. Hortensie bewährte sich in diesen mancherlei Prüfungen auf das beste und zeichnete sich durch gewissenhafte Erfüllung ihrer religiösen sittlichen Pflichten aus.

Sonntags fehlte sie niemals — trotz mancher Schwierigkeiten, die es zu überwinden gab — bei der heiligen Messe und empfing sehr häufig den Leib des Herrn.

Übrigens war Hortensie nicht allein eine überzeugte Christin, sondern auch eine gute Tochter, die sehnsüchtig die Befehrung ihrer Angehörigen wünschte. Eines Tages kam ein Eilbote mit der Meldung, Hortensiens betagte Mutter sei gefährlich erkrankt. Beim Gedanken, die arme Mutter könnte als Mohammedanerin sterben, erstarrte der guten Hortensie das Blut in den Adern. Ohne zu zaudern, schirrt sie ein Maultier, schwingt sich beherzt in den Sattel und legt, ohne zu rasten, die hundert Kilometer zurück, die sie von der geliebten Kranken trennen. Hortensie beredet alsdann sofort die arme Kranke zum Übertritt zur christlichen Religion; es gelingt ihr, und zu ihrem unsagbaren Troste wurde die Mohammedanerin vor ihrem Hinscheiden getauft.

Oft stand sie mit männlichem Mute den Missionären in Gefahren bei oder bahnte ihnen den Zugang zu Seelen; ja sie war glücklich, wann immer sie sich an apostolischen Arbeiten beteiligen durfte.

Also Hortensie sollte des bekehrten Schäflens, des Räubers, nun des gutgewillten Antons Gattin werden. Der Missionär erzählte ihm von ihrer Herkunft und von ihren schönen Eigenschaften.

Das alles entzückte Anton und namentlich gefielen ihm ihre Herkunft und ihre Energie.

„Wenn sie mir nun keinen Korb gibt,“ hangte Anton. Er hat den Missionär, bei der Auserwählten Vermittler zu sein. Er

schrieb also der Banditentochter. Zunächst galt es, im Briefe den Wunsch auszusprechen, sie als Gattin heimzuführen; dann erzählte er treuherzig, was er früher gewesen war und was er nun durch Gottes Gnade geworden sei. Im übrigen gestand er seiner Erwählten offen, er sei blutarm, ja er besitze nicht einmal ein Loch, das heißt kein eigenes Heim, allein, er wolle arbeiten wie ein ganzer Mann und sich das tägliche Brot verdienen.

Endlich langte die heißersehnte Antwort Hortensiens ein:

„Ich bin damit einverstanden, daß du mein Mann wirst. Bevor ich dir aber endgültig mein Jawort gebe, will ich die Gewißheit haben, daß du ein guter Christ bist. Auch ich hoffe mit Gottes Gnade, eine gute Christin zu sein. Vor deiner Armut, die du so schwarz ausmalst, ist mir nicht bange; möge Gott uns nur Frieden und Gesundheit schenken. Wenn wir krank werden sollten, so sind doch noch die Patres und die Schwestern da; diese werden uns nicht im Stich lassen. Deine Lust am Spielen macht mir keine Sorge; ich hoffe, dir das schon auszutreiben.

Hortensie Tassadit n'ait Si Naly.“

Dieser Brief mit der Einwilligung zur Heirat machte Anton zum glücklichsten Menschen. Nun wünschte er sehnsüchtig, die Verlobung zu feiern. Mit knapper Not verschaffte er sich zu diesem Zwecke zehn Franken. Dafür erstand er sich schnell ein herrlich geblümtes Kleid europäischen Schnittes, ein ungeheures seidenes Halstuch und eine Doze mit wohlriechender Seife. Mit diesen Schätzen versehen, eilte er in das Kloster Dschernâ, wo das Mädchen sich befand. Die Oberin erlaubte es, daß Hortensie zum Bewerber gehe. Derselbe breitete ohneweiters seine Geschenke vor Hortensie aus. Sie besah alles genau,

erklärte sich befriedigt, lenkte aber sofort das Gespräch auf die von ihr schriftlich gemachte Bedingung, daß Anton vor allem ein entschiedener, werktätiger Christ sein müsse.

Der Kabylen versprach dies hoch und teuer, dann wendete er sich zum Kreuzifix, das an der Wand hing, und schwor Sidna Nissa (unserem Herrn Jesus), dem Anbetungswürdigen, ewige Treue.

Das genügte der vorsichtigen Hortensie aber nicht; sie fragte nun ihren Bewerber, was er eigentlich von der christlichen Lehre wisse.

Diese Frage erschreckte den Kabylen, er faßte sich aber und entgegnete: „Ich kann . . . ich kann alles: das Vaterunser, das Ave Maria, das Apostolische Glaubensbekenntnis, die zehn Gebote, die biblische Geschichte, die Sakramente usw.“

Hochaufgerichtet stand Hortensie vor ihrem Bewerber, forschend senkte sie ihre Augen in jene Antonis und begann ein Examen über verschiedene der genannten Punkte; „denn was du da aufgezählt hast,“ sprach sie, „das sind nur Überschriften“.

„Ich dachte,“ so erzählte hernach der überraschte Prüfungskandidat, „jetzt bin ich verloren! Aber ich hatte doch noch so viel Geistesgegenwart, daß ich zu Sidna Nissa beten konnte, und wirklich, er hat mir geholfen; ich habe es gekonnt, gut gekonnt.“

Hortensie gab sich mit ihrem Bewerber zufrieden. Vor dem Bilde des Gekreuzigten wurde die Verlobung gefeiert. Dann mußte sich der glückliche Bräutigam entfernen; freudestrahlend kam er zu den Missionären und sagte: „Was mir von Hortensie erzählt wurde, bleibt noch weit von der Wirklichkeit zurück, so weit, wie der Himmel von der Erde entfernt ist. Sie ist so gelehrt, wie ein Kumi-Marabut (christlicher Priester) redet, wie ein Bogato (Advokat), und ist so schön wie eine Heilige aus der Dschehemen (Paradies). Mit ihr wäre mir mein Quabi lieber wie der Palast des Sultans, und an ihrer Seite werde ich gewiß ein vollkommenes Kind Sidna Nissas werden. Ja, ich habe einen großen Schatz gefunden!“

Am 12. Oktober wurde die Hochzeit gefeiert und nach der Trauungsmesse wurde das junge Paar von den Gästen zum Quabi in Saquischt geleitet.

Gott verleihe dem armen, aber fleißigen, frommen Ehepaar seinen Segen, Frieden, Zuversicht, Furcht des Herrn. P. Amat, Missionär der Kabylen. Afr. L.

Dieser Bericht des Paters Amat ist ein tröstlicher Beweis, daß auch Mohammedaner bekehrbar sind, daß die christliche, aufopfernde Caritas der Missionäre das harte Herz von Räubern zu besiegen vermag und wie die heilige Taufgnade die körperliche Gesundheit verleihen und das Innere des Menschen vollständig umwandeln kann!

## Piega soll von ihrer Mutter verkauft werden.

Es war im Mai 1900. Ein schrecklicher Wirbelsturm hatte das Werk langer Mühe und Arbeit in einer Stunde fast gänzlich vernichtet. Traurig berechneten wir den Schaden. Da stand plötzlich eine Frau mit

einem kleinen Mädchen vor uns und bat um Aufnahme, als hätte Gott uns zum Troste in unserer bedrängten Lage diese zwei Wesen geschickt, um ihnen den rechten Weg zum Heile zu zeigen.

Wir nahmen sie herzlich gerne auf und unser Vertrauen wuchs. Wenn Gott uns Arme zuführte, dachten wir, so will er auch sicher das Notwendige geben, um sie zu erhalten. Die neuen Gäste fühlten sich schon ganz heimisch, als ich eines Tages dem Mädchen begegnete, dessen Körper wie ein Spiegel glänzte. Sie hatte sich mit Palmöl tüchtig eingerieben. Ein Perlenhalsband und ein buntes Lendentuch vervollständigten den Schmuck. In einiger Entfernung stand die Mutter in gleich glänzender Ausstattung. Ich schöpfte Verdacht. Wahrscheinlich hatten die beiden etwas Besonderes vor. Als sich die Negerin allein glaubte, wollte sie sich aus der Mission entfernen. Aber ich hatte Sorge getragen, daß ihr eine ihrer Gefährtinnen wie von ungefähr in den Weg trat mit der Frage:

„Wo gehst du hin?“

„Das ist meine Sache,“ antwortete rauh die Flüchtige.

„Ich weiß ganz gut, was du vorhast,“ jagte die andere. „Ich gehe und sage es dem Missionär.“

Das war aber nicht mehr nötig. Da sie ihre Absicht entdeckt sah, ließ sie sich widerstandslos zum Missionär führen und gestand, daß sie nur ihr Töchterchen verkaufen wollte. — Ein Kind wird hier im Kongostaate verkauft und gekauft wie eine Ziege oder gar nur ein Halsband. Es ist dies doch nicht so grausam wie die Gebräuche anderer Völker, wo dasselbe getötet wird, wenn es krank ist, oder gar als Leckerbissen verspeist wird. Man kann dafür etwas haben. So denkt der Neger. Weiter grübelt er nicht darüber nach. —

Die Mutter gestand also, daß sie ihr Kind einem Manne an der Küste versprochen habe, weil sie Geld brauche.

„Schämst du dich nicht,“ fragte der Missionär entrüstet, „für ein wenig Geld dein

Kind zu opfern, das bei dem Manne vielleicht recht unglücklich wird!“

„Ich brauche Geld,“ antwortete die Mutter mit Nachdruck.

Sie war nicht schlimmer als die meisten ihrer Landsmänninnen, aber gleich ihnen abgestumpft für jedes mütterliche Gefühl.

Der Vater begriff, daß er anders auftreten müsse.

„Du kannst ja gehen, wenn du willst,“ sagte er, aber deine Tochter ist uns vom Staate anvertraut worden. Sie darf die Mission nicht verlassen!“

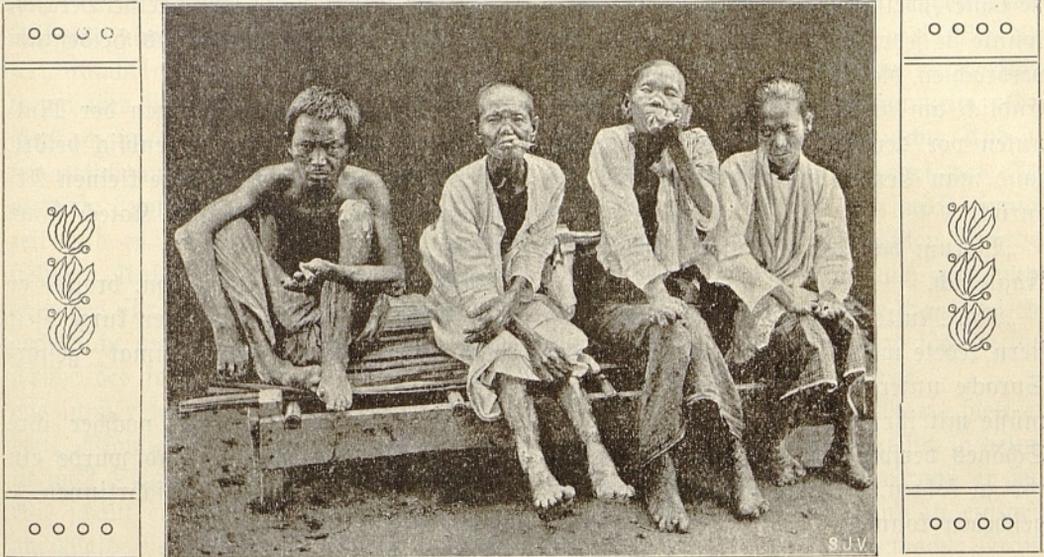
Unsere Wilde ward zornig, schrie und drohte. Es wäre eine Ungerechtigkeit, sagte sie, wenn man sie daran hindere, ihr Kind zu verkaufen. Sie brauche einfach Geld und an dem Kinde läge ihr nichts. Natürlich behielt die Obrigkeit ihre Rechte und die grausame Mutter mußte auf den Verkauf ihres Kindes verzichten. Sie wollte nun auch nicht fortgehen, sondern blieb bei uns. Man hielt ein Auge auf sie. Besonders das Kind ließen wir nie unbe wacht.

Nach und nach milderte sich der harte Ausdruck im Gesichte der Kongolestin. Sie fand Gefallen an dem Leben in der Mission, kam zum Religionsunterrichte und hörte aufmerksam zu. Langsam, langsam wurde es licht in dem Kopf der Schwarzen. Es ging eine solche Umwandlung mit ihr vor, daß man ihr auf ihr dringendes Verlangen die Taufe nicht versagte. Sie verstand nun, daß eine Mutter nicht über ihre Kinder verfügen kann wie über ein Spielzeug. Wir brauchten wegen Piega, ihrer Tochter, nichts mehr zu befürchten.

Die Witwe verheiratete sich mit einem biederen, christlichen Soldaten, dem sie auf seinem Posten nachfolgte. Piega oder vielmehr Bernadetta — denn sie war getauft worden — blieb bei uns.

Sie war begabt, fleißig und gutherzig, kindlich fromm und aufrichtig und bereitete sich allen Ernstes auf die heilige Kommunion vor.

gehen wollte und ohne Beistand sterben sollte. Unter keiner Bedingung konnten wir es erlauben, daß Bernadetta sie dort hin begleite und nach dem Tode ihrer



Ausätzige in Mandalay (Hinterindien).

Inzwischen war ihr Stiefvater gestorben und die Mutter kehrte in die Missionsstation zurück.

Sie mietete sich ein Häuschen und verlangte ihre Tochter zurück. Man entsprach ihrem Wunsche. Das Mädchen kam fleißig zum Unterrichte und zu den Gebeten. Eines schönen Tages verspätete sie sich, tags darauf ebenfalls. Am dritten Tage blieb sie ganz aus. Wir zogen Erkundigungen ein und erfuhren, daß die Mutter krank sei und das Kind zurückhalte.

Die kranke Frau erfaßte ein heftiges Verlangen, in ihre Heimat zurückzukehren.

„Dort werde ich wieder gesund,“ meinte sie. „Dann komme ich wieder!“

Wir wußten wohl, daß es für sie keine Hoffnung auf Genesung gab. Es tat uns leid, daß sie um jeden Preis zu den Heiden

Mutter ohne Schutz unter den Heiden bliebe.

Ich wollte die Frau auf andere Gedanken bringen und ihr wenigstens die Überzeugung beibringen, daß sie ja auch in Neu-Antwerpen die Genesung abwarten könne. Mein Bemühen blieb erfolglos.

„Ich will fort,“ sagte sie, „auch wenn ich sterben muß. . . . Ich bin brav, Mutter. . . . Sie werden sehen, daß ich wieder gesund werde. Ja, ich lasse meine Tochter bei Ihnen.“

Das Schiff lief in den Hafen ein. Die Mutter nahm Abschied von dem Mädchen, redete aber zu unserer Überraschung in einer uns ganz unbekanntten Sprache mit ihr. Das machte uns mißtrauisch. Ich verbot Bernadetta, zu ihrer Mutter auf das Schiff zu gehen. Sie sagte nichts. Abends

um halb 9 Uhr vermißten wir sie. — Um diese Zeit ist es im Kongo stockfinstere Nacht. Ich ließ den Vater benachrichtigen und bat ihn, er möge das Mädchen auf dem Schiffe suchen lassen, da ihre Mutter sie ohne Zweifel dort versteckt hielt. Man konnte sie jedoch dort nicht finden und wir verbrachten die Nacht in großer Angst. Endlich am anderen Morgen, einige Minuten vor der Abfahrt des Dampfers, fand man Bernadetta und brachte sie uns zurück.

„Warum hast du mir nicht gehorcht?“ fragte ich.

„Ach, Mutter,“ erwiderte sie ruhig, „gestern redete meine Mutter mit mir in der Sprache unseres Stammes und sagte, ich müsse mit ihr gehen. Sie hat mir so viel Schönes versprochen, daß ich Lust bekam, ihr zu folgen, und ich bin fort, sobald es geschehen konnte.“

„Tut es dir leid, daß du dableiben mußt?“

„Nein!“ sagte Bernadetta nach einigem Zögern. „Ich habe zwar meine Mutter recht lieb, aber ich bleibe doch lieber hier. Wenn sie stürbe, hätte ich ja keine Bekannten dort und würde wieder ins Heidentum zurückfallen.“

Die lockenden Versprechungen der Mutter hatten sie für einen Augenblick betört. Aber sie nahm auch gerne ihre kleinen Arbeiten und den Unterricht im Katechismus wieder auf.

Als der Dampfer zurückkam, brachte er die Nachricht, daß ihre Mutter kurze Zeit nach der Ankunft in der Heimat gestorben sei.

Bernadetta empfing bald nachher ihre erste heilige Kommunion und wurde ein Vorbild für ihre kleinen Gefährtinnen.

## „Zwei Bräute auf einmal.“

Unser Markus, schreibt ein Kaffernmissionär, ist schon ein alter Junggeselle. Bei allen festlichen Gelegenheiten seiner schwarzen Stammesgenossen, bei denen es etwas zu essen, trinken, singen oder tanzen gibt, spielt er eine Hauptrolle. Sein Junggesellentum ist ein unfreiwilliges. Schon längst hätte er sich vermählt, wenn nur eine von den vielen, denen er schon einen Antrag gestellt, „ja“ dazu gesagt hätte. Die jungen Kaffernmädchen sind aber in diesem Punkte nichts anderes als die „weißen“ Fräulein gleichen Alters drüben in Europa. Sie schauen schon etwas auf Alter, Gang, Stellung, Benehmen usw. des Bewerber. Das sind alles keine Nebensachen. In allen diesen Punkten konnte aber Markus nimmer konkurrieren. Auf seine

Veranlassung sollte ich doch einst bei einem Mädchel ein gutes Wort für ihn einlegen. Diese wurde vorübergehend schier verrückt, daß ich ihr zumutete, so ein Hinkelbein zu heiraten, und kam erst am anderen Tage wieder zu Sinnen. Markus gab aber nimmer die Hoffnung auf. Er stellte wiederholt Anträge an Fräulein Marie, Tochter des Sojo, wiederholt an Fräulein Marie, Tochter des Lunga, allein ohne Erfolg. Jene zwei gehörten beide nicht zu den Schönheiten ihres Geschlechtes — Markus ging also nicht zu hoch in seinen Ansprüchen —, beide waren auch schon reich an Jahren. So ein Kaffernmädchen wird in den seltensten Fällen ihrem Bewerber, wenn sie ihm auch von vornherein zugestimmt ist, sofort das Jawort geben. Es ist

einmal so Sitte, er muß wiederholt Anträge machen, ihr vielmals den Hof machen, ehe sie sich offen für ihn erklärt. Aus welchen Gründen dies geschieht, will ich hier nicht weiter erörtern — genug, Fräulein Marie, Tochter des Jojo, willigt endlich ein, und er veranlaßt sie, nach Kafjernbrauch in sein elterliches Haus einzutreten und sich dort den Eltern als Braut ihres Sohnes vorzustellen. Sie wurde freundlich aufgenommen und nach Stammesitte bewirtet. Es war gerade Pflugeszeit und es drängte, die Aussaat zu bestellen. Unser glücklicher Markus vergaß trotz des für ihn so freudigen Ereignisses doch nicht auf seinen Pflug. In aller Frühe des folgenden Tages war er lustig wie immer hinter den Ochsen bei der Arbeit. Plötzlich hält er den Pflug an. Was ist los? Seine Gesichtsfarbe verändert sich. Wie schaut er dort den Gebirgspfad, dicht am Walde vorbeiführend, hinauf! „Ist sie es? Ist sie es wirklich? Ja, sie ist es. Sie schleicht sich also heimlich davon und will mich nicht. Ich bin gründlich blamiert.“ Sie war es in der That. Die Braut hatte ihren Schritt bereut und suchte ihn durch Entweichen am frühen Morgen wieder gutzumachen. Wie er nun, über sein Schicksal nachsinnend, niedergeschlagen hinter dem Pfluge einhergeht, wird er plötzlich durch eine freundliche, ihm wohlbekannte Stimme aus seinen Träumereien aufgeschreckt. „Guten Morgen, Markus!“ scholl es aus dem nahen Gebüsch, und im gleichen Moment erschien Fräulein Marie, Tochter des Tunga, auf der Szene.

Markus hielt seine Ochsen an, sein Gesicht erheiterte sich und mit einem freundlichen Händedruck erwiderte er den Gruß. Was hatte nun diese Marie hiehergeführt? Es war ihr etwas zu Ohren gekommen, daß Markus eine Braut heimgeführt haben sollte. Dies wollte ihr aber nicht in den

Sinn. Hatte doch Markus ihr wiederholt Anträge gemacht, auf die sie schon längst gerne eingegangen wäre, wenn es nur nicht die dumme Sitte gefordert hätte, die Anträge scheinbar zurückzuweisen. Die Neugierde hatte sie nun am frühen Morgen hiehergebracht, um sich persönlich davon zu überzeugen, ob das ihr am verflossenen Abend zu Ohren gekommene Gerücht sich bewahrheitete oder nicht. Und sie war fest entschlossen, ihm sofort das Antwort zu geben, falls er nur noch einmal eine leise Anfrage an sie richten würde. Darum hatte sie sich denn auch aufgeputzt in der Weise, wie sie glaubte, dem Geliebten am besten zu gefallen, und lächelte ihn so freundlich an, wie nie zuvor.

Das Verhältnis mit der Marie hielt er natürlich für gelöst. Sie hatte sich ja heimlich davongemacht. Schnell vergaß er seinen diesbezüglichen Ärger und in einigen Minuten war die Sache abgemacht: Fräulein Marie, Tochter des Tunga, soll am Abend als Braut in seine elterliche Hütte eintreten, wie er tags zuvor jene andere Marie veranlaßt hatte, dasselbe zu tun. Unser Markus war nun wieder guter Laune. Er machte sich nichts daraus, wenn ihn die jungen Burschen an diesem Tage zum besten hielten und auslachten. Er lachte mit, wohl wissend, daß eine neue Braut die durch das Verschwinden der ersten auf ihn geworfene Blamage noch am selben Tage wieder auswischen würde. Zur verabredeten Stunde erschien auch wirklich Marie, Tochter des Tunga. Markus hatte diesmal die Sache eingeleitet und der Empfang und die Einführung der Braut gingen glücklich vorstatten. Aber o weh, kaum hatte sie sich niedergelassen, um es sich in der Hütte bequem zu machen, als die am frühen Morgen entwichene Braut sich wieder einstellte und neben der zweiten Platz nahm. Sie hatte sich nachher eines anderen

besonnen und war, von guten Freundin-  
nen veranlaßt, wieder zurückgekehrt. Jetzt  
hatte unser glücklicher Markus zwei Bräute  
auf einmal. Das war aber des Guten zu  
viel. Schlaflos wälzte er sich die ganze  
Nacht auf seinem Lager hin und her, dar-  
über nachdenkend, wie er sich jetzt wieder  
einer derselben entledigen könnte. Beide  
waren ihm recht. Als Christ mußte er sich  
aber mit einer begnügen. In dieser seiner  
Not sieht er am frühen Morgen den Mis-  
sionär, nicht weit vom heimatlichen Kraal  
des Weges daherreiten. Hinkend und  
hüpfend rennt er den Abhang des Hügels  
hinab, setzt mit einem Sprung über den

Bach und befindet sich dann in der Nähe  
seines Umfundisi. „He, Umfundisi,“ hebt  
er an, „da sitze ich aber in der Patsche und  
weiß mir nicht zu helfen, habe ich doch  
zwei Bräute zu Hause anstatt einer.“ Und  
nun erzählt er ihm umständlich den gan-  
zen Hergang. Dieser riet ihm dann, sich  
an die zweite zu halten und die erste, die  
ihm die Treue am Tage der Verlobung  
schon gebrochen, wieder zu entlassen. Mar-  
kus war nun froh, auf die Autorität des  
Umfundisi hin Fräulein Marie, Tochter  
des Jojo, wieder fortschicken zu können.  
So kam der sonst so glückliche Bräutigam  
aus dieser Schwierigkeit heraus.

## Die Söhne des Mondes.

Von Dr. Hugo Wioni.

(Fortsetzung.)

### In der Gefangenschaft.

Frisches Wasser, das man mir in reich-  
licher Menge ins Gesicht spritzte, bewirkte,  
daß ich bald wieder zu mir kam und über  
meine Lage nachdenken konnte. Ich lag  
fest gebunden auf dem Boden inmitten  
eines kleinen, freien Platzes und halb ent-  
kleidet, denn man hatte mir nur Hemd  
und Hose gelassen. Neben mir lagen,  
gleichfalls gebunden, meine drei Gefähr-  
ten, während José in einiger Entfernung  
auf dem Boden hockte. — Da meine Ge-  
fährten gebunden waren, mußte ich anneh-  
men, daß sie nicht tot seien, wofür ich Gott  
dem Herrn innigst dankte. — Vier Men-  
schen ermögen, wenn sie treu zusammen-  
stehen, sehr viel. Gewiß, wir waren gese-  
felt, aber ich zweifle nicht im mindesten,  
daß ich mich schon bald wieder in Freiheit  
sehen würde; war ich doch bereits in die  
Klauen ganz anderer Feinde geraten, als  
diese Neger es waren, und war es bisher  
noch niemand geglückt, mich festzuhalten.

Um uns herum hatten sich die Neger ge-  
lagert. Es mochten ihrer gegen hundert  
sein, durchwegs junge, kräftig gebaute  
Leute. Sie waren, abgesehen von einem  
Stück Tuch, das sie um die Lenden trugen,  
vollkommen nackt. Abseits von uns am  
Waldesrande lagen ihre Toten, acht an der  
Zahl, während in deren Nähe ein Feuer  
brannte, auf dem einige Neger große  
Fleischstücke brien.

Unter den Leuten, die im Kreise um uns  
herum saßen, fiel mir ein Neger von ge-  
radezu herkulischer Größe auf. Er trug  
außer dem erwähnten Lendentuche noch ein  
Stück roten Stoffes, das ihm gleich einer  
Toga von der Schulter herabfiel. Über-  
dies zierten Arm- und Fußgelenke niedriglich  
geformte Elfenbeinringe. Ich schloß dar-  
aus, daß er der Anführer der Truppe sei;  
auch war er der einzige, der schon auf der  
älteren Seite stand.

Als dieser gemerkt hatte, daß ich wieder  
zu mir gekommen war, trat er auf mich  
zu, ließ sich an meiner Seite nieder und

begann mich auszufragen: „Bist du der Häuptling der weißen Männer?“

„Ja.“

„Du bist also auch ein Mann von großem Einflusse?“ — Diese Frage überraschte mich ein wenig. Was wollte er damit erreichen? Wahrscheinlich war es ihm darum zu tun, ein möglichst hohes Lösegeld für unsere Freilassung herauszuschlagen. Was sollte ich ihm antworten? Sollte ich sagen „Nein“ und ihm gestehen, daß ich ein armer Kerl wäre? Er hätte mir gewiß nicht geglaubt; er hätte es vielmehr als eine beabsichtigte Täuschung betrachtet und es mich und meine Leidensgefährten bitter fühlen lassen. Ich entschloß mich darum, mich als eine wichtige Persönlichkeit aufzuspielen; nur so konnte ich begründete Hoffnung haben, gut behandelt zu werden und während der Verhandlungen möglicherweise Zeit und Gelegenheit finden, eine Flucht zu bewerkstelligen. Ich antwortete deshalb: „Alle Weißen sind einflußreiche Leute.“ — Aber der Neger schien nicht ganz von meiner Antwort befriedigt zu sein, denn er entgegnete:

„Aber auch unter den Weißen gibt es solche, welche befehlen, und solche, welche gehorchen, also Häuptlinge und Untertanen, Reiche und Arme. Zu welchen gehörst du?“

„Zu den Häuptlingen.“ — Der Neger schmunzelte befriedigt.

„Ich habe es geahnt. Bist du mächtig?“

„Ja.“

„Und reich?“

„Sehr reich sogar.“

„Und deine Gefährten?“

„Sie besitzen gleichfalls große Macht und Einfluß.“ — Ein neues Lächeln flog über seine Züge.

„Warum seid ihr in diese Wälder gekommen?“

„Zum Vergnügen und aus lauter Freude an der Jagd.“

„Das glaube ich nicht, du belügst mich, ihr woltet uns dieses Land rauben.“

„Nein, gewiß nicht, daran dachten wir nicht einmal. Unser Zweck war einzig und allein der, eine hübsche Anzahl wilder Tiere zu erlegen, um die Vortrefflichkeit unserer Gewehre zu erproben.“

„Ich weiß, daß es unter euch solche Toren gibt, welche die erlegten Tiere nicht essen, oft sogar ihnen nicht einmal die Haut abziehen, sondern sie einfach liegen lassen. Warum aber habt ihr dann gegen uns gekämpft?“

„Weil ihr uns angegriffen habt. Wir haben uns nur verteidigt.“

Der Neger entgegnete eine Zeitlang nichts, dann begann er von neuem: „Die Weißen werden wohl etwas bezahlen für eure Befreiung?“

„Gar kein Zweifel!“ — Ich sagte das mit der festesten Überzeugung von der Welt, obwohl ich hätte der Wahrheit entsprechend seine Frage mit einem glatten Nein beantworten müssen.

Auf das hin erhob sich der Schwarze, und indem er mir noch zurief: „Ich freue mich darauf“, entfernte er sich.

Ich empfand überaus heftige Schmerzen am Kopfe. Am liebsten hätte ich die Augen geschlossen und mich einige Stunden dem Schlafe überlassen; doch die Lage, in der ich mich befand, war eine so unerquickliche, daß ich meiner jederzeit mächtig sein mußte. Ich gab mir darum alle Mühe, die Augen offen zu behalten, und betrachtete meine Umgebung.

Meine armen Kameraden lagen noch immer wie tot neben mir; es hatte noch keiner das Bewußtsein wiedererlangt. Mit diesen konnte ich mich darum vorderhand nicht befassen. Ich wandte deshalb meine

Aufmerksamkeit den Negern zu, die um uns herum lagerten. Sie waren alle sehr guter Laune, jubelten, sangen und freuten sich unendlich über den guten Fang, den sie gemacht hatten, und bewunderten ihre Lüchtigkeit, daß sie, „bloß hundert“ an der Zahl, dennoch imstande waren, vier einflußreiche und mächtige Weiße zu überwältigen und gefangenzunehmen.

Die Sonne war, als ich die Besinnung wieder erlangte, bereits untergegangen und eine tiefe Finsternis hatte sich über den Wald gelagert, die nur vom spärlichen Lichte des flackernden Kohlenfeuers erhellt war. — Allmählich verstummte das wilde Lachen und Gejohle der Schwarzen und sie überließen sich in immer größerer Anzahl dem Schlafe. Dabei streckten sie sich so auf dem Boden hin, daß sie einen förmlichen Ring um uns bildeten, um so jeglichen Fluchtversuch unsererseits zu vereiteln. Mir zu Füßen lag der oben erwähnte Schwarze mit dem Überwurfe. Es brauchte nicht lange, so überzeugte mich das regelmäßige Schnarchen der nahezu hundert Schwarzen, daß sie alle in tiefem Schlafe lagen.

Bevor ich mich der Ruhe überlassen wollte, warf ich noch einmal einen Blick auf meine Gefährten. Sie lagen noch immer regungslos in nächster Nähe auf dem Boden. Sollten sie vielleicht gar tot sein? Unmöglich war es nicht, denn daß man sie gefesselt hatte, konnte auch vorsichtshalber geschehen sein; dieser Gedanke beängstigte mich nicht wenig. Was hätte ich nicht darum gegeben, wenn ich mir hätte Gewißheit verschaffen können. Aber ich mußte mich gedulden und warten. — Das Feuer war, da es jeglicher Nahrung entbehrte, mittlerweile ganz erloschen, so daß ringsum undurchdringliches Dunkel herrschte.

Ich versuchte, mich nun gleichfalls für einige Stunden dem so notwendigen

Schlaf zu überlassen, allein die Ungemütslichkeit meiner Lage und die allzu straff angezogenen Bände an den Händen und den Armen hinderten mich daran, da sie mir nicht gestatteten, eine halbwegs bequeme Lage einzunehmen. So lag ich denn schlaflos, wiewohl äußerst schlafbedürftig, da und wälzte mich bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Unerträglich langsam kroch Stunde um Stunde dahin. — Da, es mochte so gegen 1 Uhr gewesen sein, vernahm ich aus nächster Nähe leise das Wort: „Herr!“ — Ich hätte darob vor Freude laut aufjubeln mögen. Es war die Stimme des Leutnants; er lebte also noch.

„Ich bin in Ihrer Nähe; reden Sie leise!“ sagte ich zu ihm, um die Schlafenden nicht aufzuwecken, da sie uns die Fortsetzung unseres Gespräches leicht hätten verbieten können.

„Wo bin ich denn eigentlich? Bin ich gebunden? Ich kann mich gar nicht rühren!“

Ich setzte ihm in einigen wenigen Worten kurz unsere Lage auseinander, die erfolgte Gefangennahme und das mit dem Anführer gehabte Zwiegespräch.

„Um, wer weiß, weshalb er wissen will, ob wir einflußreiche Leute sind?“ meinte der Leutnant.

„Ja jedenfalls, um sich für unsere Freilassung ein beträchtliches Lösegeld herauszuschlagen.“

„Wenn wir aber keines aufzutreiben imstande sind, wird er uns dann nicht vielleicht grausamen Martern unterwerfen?“

„Ich befürchte es; doch glaube ich nicht, daß es dazu kommen wird. Ich habe im Gegenteil eher so eine Ahnung, daß ich den Häuptling bald in meiner Gewalt haben werde.“

„Meinen Sie wirklich, daß es Ihnen gelingen wird, aus der Gefangenschaft zu entkommen?“

„Gewiß, ich zweifle nicht im mindesten!“

„Aber wie wollen Sie denn das anstellen?“

„Das weiß ich selber noch nicht.“

„Und da sind Sie so siegesgewiß, Herr? — Mir scheint, Sie haben ein zu großes Selbstvertrauen. Hören Sie, wenn ich Ihnen einen Rat geben kann . . .“

„Bitte, schlafen Sie, Leutnant! Morgen, wenn Sie ausgeschlafen haben werden, sind Sie vielleicht eher imstande, mir irgendwelche Ratschläge zu erteilen, als jetzt,“ entgegnete ich dem jungen Manne.

Er wollte mir aufs neue eine Bemerkung machen, allein ich schnitt ihm sofort mit einem „Gute Nacht!“ das Wort ab.

Ich schloß die Augen und versuchte neuerdings, zu schlafen, aber es war vergeblich; der Schlaf wollte nicht kommen. — Da auf einmal schreit der Leutnant: „Herr! Herr!“

Ich öffnete die Augen, aber geblendet mußte ich sie augenblicklich wieder schließen.

Über uns wiegte sich in den Lüften ein gewaltiger Luftballon, der von einem blendenden Glanze übergossen schien. Von ihm herab hing eine kleine Gondel, an der 2 elektrische Bogenlampen befestigt waren, welche jenen Glanz, heller und intensiver, als je der Mond ihn zu verbreiten vermochte, nach allen Seiten hin ausstrahlten. Ich konnte in der Gondel deutlich drei Menschen unterscheiden, von denen einer mit einem Fernrohr den nächtlichen Himmel betrachtete.

„Ein Ballon! Mein Ballon!“ jagte ich freudig erregt, kaum daß ich ihn entdeckt hatte.

„Wie, Ihr Ballon?“ fragte verwundert der Leutnant.

„Ja, mein Ballon, oder besser gesagt, der unserige, der uns schon einmal vom sicheren Tode gerettet hat.“

Auf diese meine Worte hin begann der Leutnant alsbald und aus allen Kräften zu rufen: „Hilfe! Hilfe! Die Schiffbrüchigen der „Vishoa“ befinden sich in den Händen der Schwarzen!“

Die Wirkung dieser in Portugiesisch gerufenen Worte war eine ganz außerordentliche. Erschreckt fuhren die Neger aus ihrem Schläfe auf, aber eine heillose Angst und Furcht erfüllte sie, als sie die auf das hellste erstrahlende Kugel in nicht allzu großer Nähe über sich sahen. Sie wagten gar nicht, sich von ihrem Lager zu erheben, sondern streckten die Arme gegen den Himmel und riefen: „Der Mond! Der Mond! Wehe uns — der Mond!“

Es war kein Zweifel, die Neger hielten den Ballon für den Mond. — In ihm sollte unser Heil liegen. Zwar wäre es mir lieber gewesen, wenn wir die Luftschiffer auf eine andere Weise hätten auf uns aufmerksam machen können als durch Rufen, um die Neger nicht zu wecken, aber nachdem dieselben nunmehr doch schon wach waren, so rief auch ich, soviel ich konnte, nach Hilfe. — Waren aber unsere Rufe wirklich bis zu den Insassen des Ballons gedrungen?

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten des Th. M. V. Ö. (Theologen- Missions-Verband Österreichs).

### Das Ergebnis der Vorortswahl.

Noch knapp vor Redaktionschluß traf das Ergebnis der Vorortswahl ein. Als Vorort wurde der Theologen-Missionsverein Brixen (Südtirol) gewählt. Den Vorstand des neuen Vorortes bilden: Josef Franco, als Vorsitzender, D. Mattle als 1. Schriftführer, Anton Rirchmair als 2. Schriftführer. Die Übergabe der

Vorortsgeschäfte erfolgt am 20. Juni. Der neue Vorort ersucht die Obmänner der einzelnen Missionsvereine um Bekanntgabe ihrer werten Ferienadressen.

Die Ferienadresse des Vorortes Brixen (vom 15. Juni bis 1. Oktober) lautet: cand. theol. Josef Franco, Brixen, Postfach Nr. 2.

### Entwurf einer Geschäftsordnung für den Th. M. V. Ö.

Um die Arbeitsfähigkeit des Th. M. V. Ö. zu gewährleisten, ist es nicht bloß notwendig, seine Arbeitsweise in den Hauptpunkten durch Satzungen zu regeln; auch die relativ weniger wichtigen Fragen des täglichen Verkehrs verlangen bestimmende Richtlinien, die, weil so manchen Veränderungen unterworfen, zweckentsprechender in Form einer Geschäftsordnung gegeben werden dürften. Einen Entwurf zu einer derartigen Geschäftsordnung möchten wir den verehrlichen Theologen-Missions-Verbands-Vereinen (Th. M. V. B.) zur Begutachtung vorlegen:

#### Geschäftsordnung (G. O.) des Th. M. V. Ö.

Die G. O. des Th. M. V. Ö. betrifft:  
1. Pflichten des Vorortes; 2. Verkehr mit den Vereinen; 3. „Stern der Meger“ (St. M.); 4. Vertretertag.

#### I. Pflichten des Vorortes.

cf. Satzungen (= S.), § 9 bis § 14.

§ 1. Nach der schriftlichen Neuwahl des Vorortes (V.) teilt der alte V. den Vereinen, „Stern der Meger“, „Mkad. Missionsblättern“ das Wahlergebnis, sowie die Ferienadresse des sofort nach Annahme der Vorortswahl gewählten Vorortsvorsitzenden mit.

§ 2. Die Wahl des Vorortsvorstandes erfolgt geheim mittels Stimmzettel (S. § 11). Der neue V.-Vorsitzende nimmt die Vorortsakten in seinen Ferienaufenthalt mit.

§ 3. Im Dezember und Mai erinnert der V. im „Stern der Meger“ an die im nächsten Monat einzusendenden Berichte. Am Schlusse des zweiten Semesters gibt der V. im St. M. einen kurzen Rechenschaftsbericht.

#### II. Verkehr des Vorortes mit den Vereinen.

§ 4. Die Vereine haben jährlich 2 Berichte an den Vorort einzusenden (S. § 7,

Nr. 1). Der erste Bericht (15. Jänner) hat zu enthalten:

1. Einen Tätigkeitsbericht des Vereines über die Zeit vom 15. Mai bis 31. Dezember (Themata der besprochenen Missionsfragen, etwaige Missionsfeier, sonstige Veranstaltungen des Vereines);

2. Zahl der Vereinsmitglieder (zur Bemessung des Geldbeitrages nach S. § 7, Nr. 3) und Namen der Vereinsvorstände;

3. etwaige wesentliche Änderungen ihrer Vereinssatzungen;

4. es möge die Zahl der abonnierten offiziellen Verbandsblätter angegeben werden;

5. Anträge, Vorschläge, Wünsche des Vereines.

Der zweite Bericht (1. Juni) enthält Punkte 1, 3, und 4 wie oben; außerdem

2. den Namen und die Adresse des Vereinsvorstandes.

Die Vereine mögen außer diesen zwei Berichten so oft als möglich an den Vorort Berichte über besondere Vereinsveranstaltungen einschicken (zur Eingabe an St. N.).

§ 5. Im St. N. gestellte Anträge müssen innerhalb 4 Wochen, gerechnet vom Tage der Herausgabe des Blattes, erledigt werden unter Strafe der Ungültigkeit der Stimme (cfr. S. § 23).

§ 6. Ende April wird den Vereinen der von den Vorortsauslagen auf sie entfallende Anteil bekanntgegeben. Der Betrag wird bis längstens 1. Juni an den Vorort gesandt. Wenn es der B. wünscht, kann er sich zu Beginn des Vereinsjahres von den Vereinen einen Voranschlag in der Höhe der vorjährigen Vereinsauslagen geben lassen.

§ 7. Der Vorort legt seine Amtsführung nieder, wenn die Hälfte der angegliederten Vereine es verlangt. In erster Linie ob-

liegt dem vorherigen Vororte die Pflicht, bei nachlässiger Führung der Vorortsgeschäfte brieflich den Vereinen einen diesbezüglichen Antrag zu stellen.

### III. „Stern der Neger.“ (S. § 3).

(„Akad. Miss.-Blätter“, cfr. S. § 7, Nr. 2; § 13; G. D. § 1.)

§ 8. Der Vorort hat für monatliche Eingaben zu sorgen. Jeder Verein ist zur Mitarbeit verpflichtet. Alle Eingaben gehen durch den Vorort. Im Vorort wird die Leitung dieser monatlichen Eingaben als Hauptaufgabe einem der beiden Schriftführer übertragen.

Die Eingaben sollen sein: Abhandlungen von Fachmännern, Aufsätze von praktischen Seelsorgern, Arbeiten von Vereinsmitgliedern; Vereinsnachrichten, ausführliche Semesterberichte; empfehlenswerte Einrichtungen einzelner Vereine, Vorbereitung des Vertretertages, Anträge, Briefkasten.

§ 9. Der Vorort schickt die Semesterberichte bis 1. Feber und 20. Juni an St. N. ohne Rücksicht auf Ausbleiben von Berichten. B. berichtet über Austritt und Eintritt von Vereinen. Der B. hat gestellte Anfragen unmittelbar brieflich oder im Briefkasten zu beantworten.

§ 10. Jeder Verein hat, wenn irgend möglich, jährlich einen Aufsatz für „Stern der Neger“ an den Vorort einzusenden. Damit während des Jahres soweit als möglich nach einem einheitlichen Plane gearbeitet werden kann, gibt jeder Verein bis November dem B. ein Thema bekannt, das er im folgenden Jahre in einem kurzen Aufsatz für St. N. zu behandeln wünscht. Bei etwaigem Eintreffen von gleichlautenden Themen hat der B. an Stelle der später eingelaufenen gleichen Themen um neue zu ersuchen und dabei zugleich die bis-

her eingetroffenen anzuführen, um einen neuen Gegensatz zu verhüten. Der Vorort bestimmt die Reihenfolge, in der die Aufsätze an St. N. eingegeben werden. Die Vereine werden im Interesse der Verbandsziele erjucht, ihnen bekannte Missionsfachmänner um Artikel für St. N. zu bitten. Ein derart erbetener Artikel enthebt den Verein der Pflicht, selber eine Arbeit einzusenden. In späteren Jahren soll auf die Vereine Rücksicht genommen werden, die bereits selber Arbeiten eingesandt, beziehungsweise von Fachmännern erbeten haben.

§ 11. Die Zeitschriften „Akad. Miss.-Blätter“ und „Stern der Regier“ werden in Zukunft von den Vereinen selbst gestellt.

#### IV. Vertretertag (S. §§ 16—21).

§ 12. Ein geplanter Vertretertag (B. L.) wird so früh als nur irgend möglich, im St. N. angekündigt. Der B. L. hat in erster Linie beratenden Charakter. Den Vereinen obliegt bezüglich des B. L. die strenge Verbandspflicht, Anträge und Vorschläge, deren Besprechungen für das Verbandsinteresse förderlich erscheint, an den Vorort einzusenden. Der Vorort hat die Beratungspunkte zu ordnen und nach deren Charakter auch den einen oder anderen Fachmann zur Teilnahme an den Beratungen zu erbitten, allenfalls um ein entsprechendes Referat zu ersuchen. Im St. N. werden die Anträge gut vorbereitet, in allen angegliederten Vereinen gründlich durchbesprochen.

§ 13. Auch Nichtdelegierte haben Redefreiheit. Ein „Bevollmächtigter“ (S. § 19) kann nicht mehr als 3 Stimmen übernehmen.

§ 14. Besonders die Beschlüsse des B. L. müssen mit peinlicher Genauigkeit mitge-

schrieben werden. Dazu ist eine Anzahl Stenographen notwendig, die gleichzeitig je zwei-, wenn notwendig (bei Referat!) halbstündig mit anderen wechseln können.

§ 15. Jeder Beschluß des B. L. wird in der folgenden Versammlung oder, wenn dies nicht mehr möglich ist, am Schlusse derselben Versammlung ein zweitesmal verlesen.

§ 16. Wenn eine wichtige Frage nach Ablauf einer 1½stündigen Debatte nicht gelöst werden kann, liegt es im Ermessen des Vorsitzenden, sie bis nach Erledigung der anderen Programmpunkte zu verschieben. Bei der eigentlichen Debatte darf ein Redner nicht länger als 10 Minuten sprechen (cfr. S. § 21).

§ 17. Der (alte) Vorort (cfr. S. § 9, Wahl) hat die Beratungen und Beschlüsse des B. L. genau in Chronik und Beschlußprotokoll zu verzeichnen und gleich in den nächsten Nummern des St. N. über die Tagung zu berichten. Ebenso schickt er einen Bericht an den Vorort der deutschen Brudervereine.

§ 18. Übertretungen der Geschäftsordnung hemmen den Geschäftsgang der Verbandsarbeiten, bilden aber an sich keinen Grund für die Ausschließung eines Vereines.

\*

Soweit die Punkte der Geschäftsordnung, über die wir uns von den verehrlichen Theologen-Missions-Vereinen ein geschätztes Gutachten und, wenn und soweit es angeht, auch die Genehmigung erbitten möchten. Als angenommen gelten jene Punkte der G. O., die nicht innerhalb 4 Wochen von der Mehrheit der angegliederten Vereine abgelehnt werden. Wir sind uns recht wohl bewußt, daß die Praxis und gegenseitiges Ratserholen noch so manche Unebenheit zu glätten hat.

# Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

**Benzigers Brachzeit-Bücher.** Ins Feld und für daheim. Eine Sammlung guter Novellen, Erzählungen und Humoresken. Handliche Hefte in zweifarbigen Umschlag, gebettet und beschnitten. Einstecklein, Waldbhut, Cöln a. Rh., Straßburg i. Elß. Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G. — 1. Folge (Serie). Jedes Heft 20 Pfg., 25 Cts. Auf einmal bezogen und beliebig gemischt: 50 Hefte 9— Mtl., 11-25 Frs.; 100 Hefte 16— Mtl., 20 Frs. Nr. 10. Die Kath. Erzählung aus den bairischen Bergen von Sophie von Künsberg. Nr. 11. Das Trineil von Meglislap. Eine Künstlernovelle von Georg Baumberger. Nr. 12. Die Eheheuen und wie sie wieder zusammen kamen. Humoreske von E. Kettner. — 2. Folge (Serie). Jedes Heft 30 Pfg., 35 Cts. Auf einmal bezogen und beliebig gemischt: 50 Hefte 13-50 Mtl., 15-75 Frs.; 100 Hefte 24— Mtl., 28— Frs. Nr. 3. Komödie der Zerungen. Deutsch-amerikanische Humoreske und Janto, der Musikant. Tragödie eines Kindes von K. Sienkiewicz. Deutsch von J. Braun. Nr. 4. Die Nachbarhäuser. Eine Tiroler Bauerngeschichte von Everilda von Püß. Nr. 5. Via dolorosa. Erinnerungen eines russischen Offiziers von N. N. Ogloblin. Deutsch von J. Hermann. — 3. Folge (Serie). Jedes Heft 40 Pfg., 50 Cts. Auf einmal bezogen und beliebig gemischt: 50 Hefte 18— Mtl., 22-50 Frs.; 100 Hefte 32— Mtl., 40— Frs. Nr. 2. Im Recht und Ehre. Erzählung aus dem niederösterreichischen Waldviertel von Veit Dierling. — 4. Folge (Serie). Jedes Heft 60 Pfg., 75 Cts. Auf einmal bezogen und beliebig gemischt: 50 Hefte 27— Mtl., 33-75 Frs.; 100 Hefte 48— Mtl., 60— Frs. Nr. 1. Im ersten Semester. Novelle aus dem Studentenleben von Ferd. Bonn. Nr. 2. Ein Schreibeisler. Kriminalerzählung von Ludwig Lange. — 6. Folge (Serie). Jedes Heft 1— Mtl., 1-25. Auf einmal bezogen und beliebig gemischt: 50 Hefte 45— Mtl., 56-25 Frs.; 100 Hefte 80— Mtl., 100— Frs. Nr. 1. Am Feind. Zwölf Kriegserzählungen von M. Karl Böttcher. — Mit diesen zehn neuen Heften haben nicht nur die drei ersten Folgen von „Benzigers Brachzeit-Büchern“ eine ganz schätzenswerte Bereicherung erfahren, sondern die Sammlung hat zugleich auch zwei neue Folgen begonnen. Anerkannt tüchtige Autoren sind in diesen neuen Heften mit gerade für die „Brachzeit-Bücher“ so trefflich geeigneten Beiträgen vertreten. Künsberg, Püß, Veit Dierling bringen frische Volkserzählungen, in denen sich wechselfolle Lebensgeschichte widerspiegeln. Georg Baumberger überrascht mit einer alle seine reichen Vorzüge entfaltenden, anziehenden Künstler-Novelle. Wohlthuende Abspannung bieten sodann die gemütvollen Humoresken von Kettner und Sienkiewicz, sie lassen den Leser das schwere Unheil unserer Tage für den Augenblick vergeffen. Ferd. Bonn ergötzt uns mit einer gebiegenden Novelle aus dem Studentenleben, in der die treffliche, konsequent durchgeführte Charakteristik der auftretenden Personen vollen Genuß verschafft. Ludwig Lange wiederum ergötzt mit einer Kriminalerzählung voll fesselnder Einzelbilder und spannender Überraschungen. In lebensfrischer Darstellung erzählt sodann Ogloblin die wechselfreudigen Erlebnisse eines russischen Offiziers im russisch-japanischen Kriege und M. Karl Böttcher, der gewandte, vollstimmliche Erzähler, bringt endlich in seinem Bändchen ein ganzes Duzend reifer Kriegserzählungen, eine spannender als die andere, alle durchglüht und belebt von der glücklichen Eigenart des Dichters in der Darstellung von

Lebensschickalen. — Wirklich eine köstliche, zeitgemäße Lektüre für „Ins Feld und für daheim“ sind diese neuen „Brachzeit-Bücher“. Möchten sie bei Heer und Volk Gemeintut werden.

**Des Lebens Flut.** Neue Erzählungen für Volk und Jugend von Konrad Kimmell. Fünftes und sechstes Bändchen. Erste und zweite Auflage. 12<sup>o</sup> (VI u. 344 S. bzw. VI u. 336 S.) Freiburg-Wien 1916, Herdersche Verlagshandlung. Je 2— Mark; geb. in Leinwand Mark 2-60. Zu der Erzählungsfolge „Des Lebens Flut“ von Konrad Kimmell und zwei neue Bändchen getreten, das fünfte und sechste, denen wohl in jedem Leser der vorausgehenden Bändchen eine aufnahmefreudige Statt bereitet ist. Die in ihnen enthaltenen Geschichten preisen laut Kimmells Erzählergeschicklichkeit, besonders nach der lieblichen Seite. Aus den zum Lesen freundlich einladenden Überschriften nennen wir: „Der letzte Gruß“, „Das Christkindlein der Frau Baronin“, „Zwei Weichtünder“, „Das arme Kripplein“, „Die stärkere Macht“, „Wozu berufen?“ Gar viele, die zufällig oder absichtlich einem der anmutigen Mäntelchen des schwäbischen Volkschriftstellers eine Leisestunde schenken, haben den Weg zu kinderreinem Gemüt wieder betreten oder sind vorm Ausgleiten in trübes Ninnenwasser bewahrt geblieben. Solch eine Führer- und Bewahrerrolle darf auch den angezeigten Bändchen vorbehaltlos zugesprochen werden!

**Einführung in die lateinische Kirchensprache** zum Gebrauch für Franziskaner und andere religiöse Genossenschaften sowie für Organisten, Chorsänger usw. von Johannes Prior, Spiritual am Ursulinerinnenkloster in Freudenau. Zweite und dritte, vermehrte Auflage. 12<sup>o</sup> (VIII u. 128 S.) Freiburg-Wien 1916, Herdersche Verlagshandlung. Steif brosch. 1-40 Mark. Ueber die erste Auflage schreibt das „Pastoralblatt“, Cöln 1913, Nr. 9: „Ein prächtiges Büchlein für alle, die einigermaßen zum Verständnis des Kirchenlateins der römischen Liturgie und des Breviers gelangen wollen, übersichtlich, kurz, in jeder Hinsicht zweckentsprechend, also praktisch und billig. Die Auswahl des Wortschatzes ist glücklich getroffen, das Notwendigste der Grammatik leichtverständlich auch zum Privatgebrauch geboten, während alles irgendwie Entbehrliche der Kürze und des Zweckes halber ferngehalten ist.“ Die Neuauflage bietet noch eine praktische Erweiterung. Unter Berücksichtigung des Missale und Vesperale enthält es zum Schluß ein alphabetisch geordnetes Wörterverzeichnis, so daß nicht bloß Ordensfrauen, sondern auch Lehrer, Organisten, Chorsänger wie überhaupt alle nicht humanistisch gebildeten Laien aus dem kürzesten Wege einigermaßen in das Verständnis der lateinischen Kirchensprache eingeführt werden.

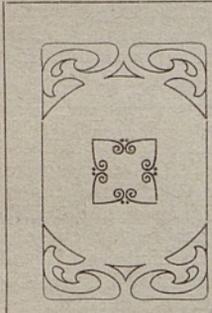
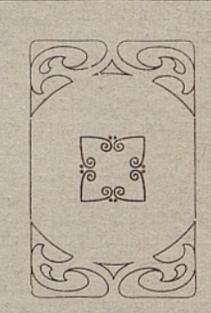
**Klein-Kelli „vom heiligen Gott“**, das Weichen des allerheiligsten Sakramentes. Frei nach dem Englischen bearbeitet von P. Hildebrand Bihlmeyer O. S. B. in Neuron. Zehnte und elfte Auflage (46 bis 55. Tausend). Mit drei Bildern. Kl. 12<sup>o</sup> (XVI u. 96 S.) Freiburg-Wien 1916, Herdersche Verlagshandlung. Kart. 80 Pfg.; geb. in Leinw. 1-40 Mark. Ueberraschend schnell, mitten in der Kriegszeit, ist wieder eine Doppelaufgabe von dem weitverbreiteten und allseits beliebten Büchlein notwendig geworden. Es erzählt die Geschichte eines gottbegnadeten kaum vierjährigen Kindes, das vor allem durch seine Liebe zum heiligsten

Altarsakramente sich auszeichnete. Daß Klein-Nellis Vorbild in zahllosen Kinderherzen Fuß gefaßt, dessen ist die angezeigte Neuaufgabe (46.—55. Tausend) einwandfrei Zeuge. „Das Büchlein ist tatsächlich“, schreibt „Der Schulfreund“ (Meh 1915, Nr. 1), „ein Kleinod echter Erbauungsliteratur. Gerade in der Jetztzeit, wo der Empfang der heiligen Kommunion auch den Kleinen gestattet ist, verdient die Schrift allseitige Beachtung. . . . Besonders den jugendlichen Erstkommunikanten sei das Büchlein empfohlen.“ Und wohl alle Leser, jung oder alt, hegen mit dem „Priesterkonferenzblatt“ (Brizen 1914, 2. Heft) den Wunsch: „Hoffentlich wird auch noch das 100. Tausend erscheinen und mit seinem warmen Hauche aus einer andern Welt das Gnadenleben der zarten Kinderherzen fördern.“

Von der Linzer Dombauzeitschrift „Ave Maria“ (jährlich 12 Hefte 2 Kronen, nach Deutschland 2 M.) liegen uns Heft 4 und 5, geschmückt mit reichem Illustrationszschmuck, vor. Aus dem Inhalt heben wir hervor: Die Reiseskizzen „Ins Wunderland Spanien“ von Pefendorfser (mit 11 Bildern), den Schluß des „Marienleben“ von Wernher von Tegernsee, die Kubrit „Aus Mariens Gnadenorten“ bringt Artikel über Maria-Schmolln und Maria-Clend bei Wien, sehr interessant ist ein Lebensbild des in Gmunden begrabenen Kapuziner-Bischofs P. Athanasius Zuber, der Artikel „Prophetenstimmen“ wird fortgesetzt; von den Erzählungen erwähnen wir: „Ihre Patin“ und „Heldenjungfrauen“ von E. Düter, die reizende Skizze „Flügel“ von Hackmann und „Barabbas“, eine spannende Erzählung aus der Zeit Christi. Viel Humor enthalten die Berichte aus dem Kinderleben, Generalvikar Scherndl schildert das neue Maria Schartener Fenster des Linzer Domes. In jedem Heft wird der Leser durch die ausgezeichnete Welt-rundschau über die Kriegsergebnisse und sonstigen

Geschehnisse orientiert. Die Zeitschrift, deren Klein-ertrag dem Linzer Dombau zufließt, kann noch immer bestellt werden.

**Katholische Missions-Propaganda. Inhaltsangabe der Juni-Nummer:** Ein Herold des Herzens Jesu. (Von St.H.) — Aus den Missionen: Friedenstaten des Kapitäns Joubert. (Erzählt von einem Weißen Vater.) — Krankendienst in den Missionen. (Von Bischof Viermanns.) — Der Gebrauch, dem Kinde einen Namen zu geben, bei den Kaffern. — Verehrung des hl. Antonius von Padua in Afrika. — Was einem Missionär nicht alles passieren kann. (Von P. Keiling.) — Pflanzen und Gemüse in Lo-ango. — Stimmen aus dem Lesertreis. — In der Kinderstube. — Die beste Lanze. — Frommer Kinderraub. — Was will der „Kinderbund für Afrika?“ (mit Illustration). — Wie ich den „Kinderbund für Afrika“ einführte. (Von einem Dorf-pfarrer.) — Illustrationen: Herz Jesu. — Christliches Regerkind. — Tragsessel für solche Ausfähige, die des Gebrauches ihrer Füße beraubt sind (in Madagaskar). — Ein Blick in die Missionsapo-  
theke. — Christliche Kaffenländer beim Spiele. — Der heil. Antonius von Padua. — Togolessische Männer bei der Mahlzeit. — Blechnusitzhor in Malanga. — Die „Hilfsmissionarinnen“ in der Propaganda-Abteilung beim Versenden der Zeitschriften. Monatsblatt zur Werbung und Verbreitung des Missionsgedankens. Redigiert von Gräfin Ledóchowska. Verlag der St. Petrus Claver-Sodalität, Salzburg. Preis von 10 Abonnements jährlich mit Postzusendung 3.50 K (weniger als 10 Abonnements werden im Postbezug nicht abgegeben). Der Abonnementsbetrag ist im voraus zu entrichten. Das Abonnement beginnt mit dem Monat der Einzahlung und gilt für zwölf Monate. Einzelnummer 5 Heller. — Bestelladressen: Salzburg, Dreifaltigkeitsg. 12. — Wien, I., Bäckerstraße 18, Mez3.

**Klöstern und Instituten**  
empfehlen wir für ihren Bedarf an

**Reis, Kaffee und  
Süßfrüchten**

die Firma

**Fol. Janaulcek, Wien III**  
:: Großmarkthalle ::

**Den Abonnenten der Studentenkreise wird  
außerordentliche Preisermäßigung gewährt.**